LEIH=BIBLIOTHEK
von
Philipp Thumb, Buchbinder
in
Altdorf Weingarten.

P.o.germ.
651 33
Hoven

Frühblüthen.

Novellen und Erzählungen

von

F. v. Hoven.

Glogau, 1835.
Verlag von Carl Flemming.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Schicksal und Liebe . . . . Seite 1

Der kleine Mann 95

List und Lohn

Der Zweck heiligt die Mittel 115

Mißlungene Pläne 181

I.

Schicksal und Liebe.

> Glaub' nicht immer zu erfüllen,
> Was Dir sehr am Herzen liegt,
> Denn es wirkt ein höh'rer Willen,
> Der die Dinge anders fügt.

Es dämmerte; der tiefblaue italienische Himmel färbte sich dunkler über dem majestätischen Rom, das ein Frühlingsabend begrüßte mit labender Anmuth, mit balsamischen Düften, deren Heimath Italien ist. Von der St. Pauls-Kirche tönte die Abendglocke in melodischen Klängen, die in der reinen Luft langsam verhallten; die andächtigen Italiener verließen die große Kirche, in der es nach und nach immer stiller ward, nur langgehaltene Orgeltöne bebten durch die hohen Säulengänge hin und verschmolzen mit dem Geläute in sanfte Accorde. Von den sanften Tönen zurückgehalten, stand noch, als fast Alles schon die Kirche verlassen, ein junger Mann an eine Säule gelehnt in ruhigem Anschauen seiner Umgebung.

Es war ein Maler aus der Schweiz, der von

sehr begüterten Eltern stammte, die gestorben waren und ihm ein schönes Gut und ein beträchtliches Einkommen hinterlassen hatten, welches ihn vor aller Noth schützte, und Ursache war, daß er die Studien der Kunst mehr aus Neigung als aus Erwerbtrieb liebte. Er war ungebunden und frei, wenn gleich sich oft auf seinem schönen Angesichte stille Wehmuth malte. Er liebte die Denkmale der romantischen Vergangenheit und befand sich oft in den Ruinen und alten Kirchen, in denen er manche Stunde zubrachte. So war er auch heute wieder in den Anblick der schönen Pauls-Kirche versunken, die immer etwas Anziehendes für ihn hatte; die letzte freundliche Tageshelle glänzte durch die hohen Bogenfenster des Allerheiligsten auf die steinernen Heiligen, die in einem Halbkreis um den Altar standen, und goß auf dieselben ein sanftes belebendes Roth, während in den niedrigern Säulengängen an der Seite hin sich die Truggestalten des Zwielichts vermehrten. Des jungen Mannes Phantasie schuf darinnen eigene Gestalten und Formen, bis eine wirkliche Gestalt seine Aufmerksamkeit anzog, die in dem noch hellen Vorgrunde der Kirche vor einem prächtigen Madonnenbilde kniete, das in einer großen Nische stand, von frischen Blumen geschmückt. Die Gestalt war ein Italiener im Mannsalter, welcher sehr andächtig zu beten schien; seine Kleidung war sehr ärmlich, seine Füße bloß und nur durch Sandalen gegen den

Boden geschützt. Aber welchen sonderbaren Contrast bildete es gegen sein innig scheinendes Gebet, als er, nachdem er sich erst sorgfältig in der Kirche umgesehen und den Maler, der im Dunkel stand, wahrscheinlich nicht bemerkt hatte, einen Dolch hervorzog, den er im Gürtel verborgen gehalten, und damit den Saum des Kleides der Heiligen berührte, als sollte ihm das eine besondere Kraft geben. Dann steckte er ihn wieder zu sich, bekreuzte sich dreimal, den Segen sprechend, und verließ langsam die Kirche. —

Ein gewisses moralisches Gefühl, das sich in dem aufmerksamen Maler regte, dem nichts entgangen war, vielleicht eine Unthat zu verhüten, und auch eben so viel Neugierde veranlaßte ihn, dem sonderbaren Beter zu folgen.

Er ging ihm lange nach über Plätze und durch Straßen, bis er an der Westseite Roms, in einer schmalen Gasse, von ärmlichen Hütten und schlecht gebauten Häusern gebildet, in eines der kleinsten Häuser trat und somit aus den Augen des Verfolgers verschwand. Eduard Perlon, so hieß der Maler, ging an dem Hause vorüber und blickte in die Fensteröffnungen, aber dunkle trübe Vorhänge wehrten seinen Blikken durchzudringen; es blieb ihm daher nichts übrig, als an der Ecke der Straße stehen zu bleiben und mit unverwandten Augen auf das Häuschen zu blicken, bis vielleicht der Verdächtige wiederkehre, oder sich seine

Neugierde an dem vergeblichen Warten abgestumpft habe.

Während er nun so in Erwartung stand und der Mond sich hinter ihm emporhob, trat Thomas Piachelli, jener Verdächtige, in das hintere Zimmer des bezeichneten Hauses. Auffallende Armuth verrieth der erste Anblick des Ganzen. In der einen Ecke bei einer schlechtbrennenden Lampe saß ein bleiches Weib, einen kleinen Knaben auf dem Schooße haltend, der fast unbekleidet war; dennoch war sie heiter und scherzte und liebkoste den Kleinen, und als ihr Gatte eintrat, hob sie ihn ihm vergnügt entgegen.

„Thomas, hast Du nicht daran gedacht? Morgen ist unsers Quirins Geburtstag, morgen ist er drei Jahre alt, und hat ein Gebet für Dich gelernt. Hast Du ihm nichts mitgebracht?“ „Gelobt sey Jesus Christus,“ entgegnete er mit einer frommen Stimmung, „die Heiligen haben gesorgt, daß ich Euch etwas bringen konnte.“

„Vater, Vater! was hast Du mir denn mitgebracht?“ fragte der lächelnde, schwarzäugige Knabe unterbrechend, und klammerte sich an seinen Hals, während er mit dem Gesichtchen des Vaters Bart zu vermeiden suchte. Der ernste Mann drückte ihn an sich und küßte ihn: „Du bist mein gutes Kind,“ sprach er; „den heiligen Quirin, Deinen Schutzpatron, der Dich behüten wird, wenn Du meinen Schutz entbehrst, lasse

nie aus Deinem Gebet, das Du nie vernachlässigen sollst mit Deiner Mutter, und seine segnende Hand wird sich für Euch immer aufthun, wie jetzt.“

Hiermit stellte er den Knaben und legte zugleich eine volle Börse auf den wackelnden Tisch, worauf er die volle Börse öffnete, daß eine Menge Goldstücke auf die rauhe Tafel gleiteten. Virginia riß die Augen weit auf und trat doch einen Schritt zurück, indem sie die Hände zusammenschlug: „Bei allen Heiligen, wie kommst Du zu dem Gelde, Thomas?“ war ihre staunende Frage.

„Die heilige Mutter Gottes,“ antwortete er ernsthaft, „hat mich erhört, und hat einen Mann zu mir gesandt, der eine schwere That verantworten will, deren Ausführung er mir für dieses Gold überließ. Geschehen muß es, ob ich's nun thue, oder ein Anderer, das gilt ganz gleich.“

„Was ist das aber für eine That?“

„Virginia, laß Dich das nicht kümmern; Du kennst mich, ich bin vorsichtig und stehe im Schutze der Heiligen, die mich nicht verlassen werden bei der Ausführung, zu der heute vielleicht die einzige Zeit ist, die nicht wiederkehrt.“ —

„Du stürzest Dich in ein Unglück, thu' es nicht, wenn Du kannst,“ bat Virginia.

„Du kennst mich! frage, bitte jetzt nicht weiter,“ versetzte er; „heute Nacht oder morgen früh wirst Du

Alles erfahren. Jetzt lebe wohl, hebe das Gold auf und sorge für den Knaben.“ Hiermit drückte er seinem Weibe die Hand, küßte den Knaben, hing einen schlechten Mantel um, griff in den Weihkessel, der an der Wang hing und segnete Beide, dann wollte er das Haus verlassen, aber Virginia hielt ihn zurück und flehte: „Thomas, geh nicht fort, ein böser Dämon hat Dich versucht, Du lässest Dich blenden; Thomas, geh' nicht fort.“ Diese Worte sprach sie ganz sanft bittend, er aber ließ sich nicht halten, nur die wenigen Worte gab er noch zu ihrer Beruhigung zurück: „Nütze das Geld gut, es ist genug, Dich und das Kind zu erhalten, mir geh' es, wie es will. Gute Nacht!“ dann verschwand er durch die Thüre.

Virginia ging betrübt zurück, der Anblick des Goldes stärkte sie aber wieder, zudem kannte sie Piachelli's Vorsichtigkeit zu gut, als daß ihr eine sorgende Furcht im Herzen geblieben wäre und bald war sie ganz erheitert durch ihren muntern Knaben.

Eduard Perlon, der bisher immer auf Piachelli's Wohnung geblickt hatte, war gerade im Begriff, seine Stelle zu verlassen und nach Hause zu gehen, indem er die Hoffnung aufgab, den Verdächtigen wieder zu sehen, als derselbe das Haus verließ und der Gegend zueilte, wo vor der Stadt viele Gärten und mehrere Paläste sich befinden und die hohe Welt verkehrt. Bis an das äußerste Ende, wo es ganz still und menschen-

leer war, begab sich Jener, wo er seinen Mann zu suchen schien. Eduard war ihm bis jetzt aufmerksam gefolgt, aber jetzt befiel ihn ein unheimliches Grauen, er bedachte, daß er keine Waffen bei sich habe, die er nöthigenfalls zu einer Hülfe oder gar Selbstvertheidigung bedürfe und wäre beinahe jetzt noch umgekehrt, aber sein angeborner Muth und eine sonderbare Ahnung hielt ihn noch, die ihn sogar antrieb, sich versteckt dem Banditen so viel zu nahen, als möglich; aber es schien nicht wohl thunlich. Der Mond schien so hell und beleuchtete die Straße in ihrer ganzen Breite, daß rechts und links an den hellen Mauern der Gärten Alles wahrgenommen werden konnte. Er war daher eine Zeit lang unschlüssig, was er thun sollte, als er gegenüber ein Heiligenbild gewahrte, das ihn in den besten Schutz nehmen konnte. Als der Verdächtige nun der Straße aufwärts ging, verbarg Eduard sich hinter dasselbe, denn es war so groß, daß sein Schatten, da der Mond die Vorderseite des Bildes beleuchtete, gleichsam einen Mantel über ihn warf. Aber wie erschrak Eduard, als er sah, daß der Bandit sich dem Bilde näherte; er glaubte sich fast verrathen und beinahe hätte er die Thorheit begangen, wegzuspringen; glücklicher Weise blieb er und hörte, wie Jener ein Gebet zu dem Heiligen sprach, in welchem ihn das Kommen einer großen männlichen Gestalt störte. Der Bandit drückte sich an das Bild und als die Gestalt vorüber war,

rief er ziemlich laut: „Silegri, sind Sie's?" „Was ist?" frug Jener sich umsehend. Der Bandit sah, daß er den Rechten, den er gesucht, gefunden habe und in demselben Augenblicke glänzte ein Dolch im Mondschein, der auch schnell sein Ziel in dem Ueberraschten gefunden hätte, wenn nicht Eduard entschlossen hervorgestürzt und dem Banditen in den Arm gefallen wäre, um ihn zu entwaffnen. Der angefallene Silegri ermannte sich auch schnell und war bemüht, ihm zu helfen. „Höllverflucht!" knirschte der Bandit und hielt den Dolch grimmig fest, mit dem er durch eine geschickte Bewegung Eduard den Unterarm bis in die rechte Hand aufschlitzte, als ihm dieser mit einem eben so schnellen und kecken Seitengriff die Klinge des Dolches abbrach.

Mit seiner Waffe brach der Bandit zusammen, den Eduard bei dem Halse festhielt, obgleich ihm das Blut von dem Arme rann, während der Marchese an der Glocke seines prächtigen Sommerhauses riß, das sich gleich daneben befand. Augenblicklich stürzte die Dienerschaft heraus, die den Banditen in Empfang nahm, knebelte und in den Hof ihres Gebäudes schleppte, wo er am Boden bewacht liegen blieb, bis er der Polizei übergeben werde, nach der sogleich geschickt wurde.

Eduard fühlte aber bald bedeutenden Blutverlust, die Wunde war weit stärker als er glaubte. Er zog

sein Kleid aus und streifte den Aermel zurück, da sah er, daß er mit einem Verbande nicht säumen dürfe. Der Marchese führte ihn nun in ein prächtiges Zimmer und war geschäftig, ihm die Wunde einstweilen zu verbinden, bis der Arzt kam, nach dem ebenfalls sogleich geschickt worden war. Jetzt erst konnten sich die beiden neuen Bekannten miteinander verständigen. Der Maler erzählte, wie er dazu gekommen, die That zu verhindern, und der Marchese ergoß sich in Lobeserhebung und in Dank über die That eines fremden Menschen, der mit einer solchen Kühnheit ein Werk vereitelt hatte, das nur die größte Bosheit anstiften konnte.

Er bat den Maler, bei ihm zu bleiben, da er ihm das Zimmer, in dem er sich gerade befand, zum beständigen Besitze anbot; ferner verlangte er, daß er bedeutende Geschenke annehme, kurz sein Dank wollte im ersten Augenblicke gar keine Grenzen finden. Eduard aber, der sich erschöpft fühlte, ließ sich auf dem Sopha nieder und hörte schweigend die vielen Vermuthungen, die der Marchese aussprach, wer wohl die That angestiftet haben möge. Während er sich aufmerksam umsah, wo er sich eigentlich befinde, um sich mit den Gegenständen vertraut zu machen, die ihm zur Benutzung angeboten waren, die er nicht ausschlagen wollte, und auch wahrscheinlich nicht konnte. Das große Zimmer war herrlich ausgestattet, die Decke prächtig ge=

malt, große seidene Vorhänge rollten sich vor die Fenster und wehrten den Mondschein ab, der eben durchbrach; an der linken Seite stand ein großer Schrank mit Büchern und Musikalien, was ihm willkommen war, und auf der andern ein Bett mit Damast überzogen; kurz Alles war sehr schön, aber die eigentliche Hauptsache des Zimmers für ihn war doch der Marchese selbst, ein Mann stark in den funfziger Jahren, der, trotz seiner heutigen Milde, sonst Stolz gegen Fremde zeigte; in seiner Miene lag das Allgewöhnliche des Menschen von keiner besondern Bildung, der auch nichts Anziehendes hat, übrigens war er schwarz gekleidet, das wohl seine gewöhnliche Tracht schien. Eduard ward erst wieder aufmerksam auf sein Gespräch, als er erzählte, daß sein Freund de Lié ihn heute zu einem Spaziergang geladen hatte, auf dem ihn derselbe verloren habe und in dessen Beisein wohl auch nicht der Mordversuch geschehen wäre. Als er dies gesagt, war die Polizei in den Hof getreten, welche den Marchese auf einige Zeit abrief. Er entfernte sich mit dem Versprechen baldiger Wiederkehr und der Besorgung der Bedienung für ihn, und wirklich, kaum war er weg, so trat eine schöne weibliche Gestalt in das Zimmer, in Begleitung mehrerer Diener, die verschiedenes Geräthe brachten. Sie war weiß gekleidet, etwas blaß, vielleicht vom Erschrecken, sonst eine vollendete Schönheit mit schwarzen glänzenden Locken. Sie

näherte sich ihm mit großer Schüchternheit und niedergeschlagenen Augen und sprach einige Worte des Dankes, die Eduard bescheiden ablehnte. Er glaubte in ihr die Tochter des Marchese zu sehen und eine auffallende Aehnlichkeit zwischen ihr und einer Jugendfreundin von ihm, an die er gern zurückdachte, erwarb ihr schnell seine Neigung. Obgleich ihn die Liebe noch nie gefesselt hatte; so fühlte er sich doch bald von dem ernsten würdevollen Wesen der Italienerin angezogen, weil er eine solche Verbindung des Idealen mit dem Wirklichen noch nicht gefunden zu haben glaubte. — Das weibliche Wesen hatte gleichfalls, als sie Eduards That vernahm, eine hohe Achtung für einen solchen Mann gefaßt, der sich für einen Fremden uneigennützig in solche Gefahr begeben konnte, daß sie wie mit einer heiligen Scheu vor ihm stand, um Worte verlegen, die sie ihrem Gefühle geben sollte, bis sie einmal ihre großen schwarzen Augen zu ihm emporhub und mit einem Blicke mehr sagte, als der Marchese mit all' seinen Reden.

Der wunderbare Blick traf tief in Eduards Seele; eine solche Kraft hätte er in keinen Augen vermuthet. Er fühlte, daß er solchen Blicken nicht widerstehen könne, wenn sie ihn öfters treffen, wenn sie jemals Liebe fordern würden. Liebe? Des Jünglings Seele bebte bei dem Gedanken, sie hier vielleicht zu finden in der Tochter eines sehr angesehenen Mannes; aber

er unterdrückte den Gedanken wieder und lächelte über sich selbst, daß er nach einem schönen Blicke schon an Liebe denken konnte. — Die schöne Dankende war bald nach ihrem Danke wieder verschwunden, aber Eduard glaubte sie noch immer vor sich zu sehen; die seelenvollen Augen, die bleichen schmachtenden Züge, das glühende Roth der Lippen, die erhabene griechische Nase, die rund gewölbte Stirne, die dunklen Locken, die auf den weißen Busen herabfielen, die ganze majestätische Gestalt, das Alles hatte sich in seine Seele geprägt, als wenn es nie mehr daraus vergehen sollte. Das Bild der Vergangenheit knüpfte sich an die Gegenwart und war doppelt klar in ihm, und fast wäre er in wunderbare Träume versunken, wenn ihn nicht der eintretende Arzt mit dem Marchese unterbrochen hätte. Der schlechte Verband ward nun abgenommen, die Wunde untersucht, nicht für sehr gefährlich gehalten, doch ward dem Patienten Ruhe angeordnet. Der Marchese setzte sich dann zu dem Kranken und sprach ebenfalls mit dem Arzte lange über den Vorfall, der ihm fast das Leben gekostet hätte. Nach einer langen Unterhaltung trat die Schöne wieder in das Zimmer, nahm aber keinen Theil an dem Gespräch, sondern blieb in einiger Entfernung stehen, nachdem sie Verschiedenes niedergelegt, das sie gebracht hatte. Ihr Auge ruhte auf Eduard, der zurückgesunken war und zu schlafen schien; ihre Hände waren herabgesunken und

gefaltet. So stand sie eine Zeit lang in dem Schatten des Lichtschirmes, der die linke Seite des Zimmers verdunkelte, bis sie auf die Frage des Marchese: „Marie, willst Du etwas?" mit einer ausweichenden Antwort wieder verschwand

Auch der Arzt empfahl sich bald, dem der Marchese mit einem Armleuchter folgte, nachdem sie zuerst dem Kranken ihren Wunsch aussprachen, ihn morgen besser zu finden.

Eduard war froh, als er allein war, obgleich er nicht schlafen konnte, nicht sowohl, weil sich sein Herz plötzlich von der Gewalt der Liebe ergriffen fühlte, sondern das Außerordentliche, das ihm begegnet war, machte ihm viel Gedanken, an deren Schluß sich immer das erhabene weibliche Wesen stellte, das er anfing zu verehren, ohne es sich selbst zu gestehen.

Der Morgen kam. Eduard erhob sich von seinem Bette und zog eine Gardine auf. Da weilte sein Blick mit Staunen auf der paradiesischen Gegend, die sich vor seinen Augen dehnte. Er sah sich auf einem Landhause, vor ihm ein prächtiger Garten, Citronen-, Feigen- und Orangenbäume wechselten in Alleen ab, die zu einem Weiher führten, in dessen Mitte eine Statue stand, unter deren Füßen Delphine Wasser spieen, welches wunderbar in der Sonne glänzte, die

schon ziemlich hoch stand. Während er nun so mit den Augen den Garten durchflog, die prächtigen Blumen, die als Einfassung der Gänge dienten, bewunderte, fiel sein Blick auf eine weibliche Gestalt, die unter einer blühenden Citronenallee hervorkam. Er erkannte bald die vermeinte Tochter des Marchese, deren Blick auf seinen Fenstern weilte. Sie war heute blau gekleidet, ganz einfach, welches ihre schöne Gestalt nur desto mehr erhob.

Eduard entbehrte ungern ihren Anblick, da der Marchese eintrat mit einer Menge Fragen und Erkundigungen über sein Befinden, bis er sich erschöpft hatte. Auch der Arzt kam wieder; der Verwundete durfte aufbleiben, doch der Arm mußte in eine Binde wenigstens ein Paar Tage. Eduard befolgte den Rath, blieb ruhig auf dem Zimmer und hoffte immer auf den Besuch des Mädchens, aber sie erschien nicht, war auch nicht mehr in dem Garten zu sehen; er suchte daher Zerstreuung in der kleinen Bibliothek, welche seinem Geiste angenehme Nahrung verschaffte.

Erst nach Tische führte der Marchese Eduard in ein anstoßendes Cabinet, wo ihn derselbe seinen einzigen Freund, den Baron de Lié, vorstellte. Dieses war ein geborner Genueser, der mit großer Geschmeidigkeit auftrat, obgleich seine kleinen tückischen Augen nicht viel Gutes versprachen. Sein Besuch machte dem Marchese die größte Freude, der ihm die ganze

vorgefallene Geschichte erzählte und ihm Eduarden als seinen Retter zeigte. De Lié drückte nun auch seine Bewunderung und seinen Dank gegen Eduard in langen Reden aus, bis er endlich, der Unterhaltung müde werdend, sich nach Dem erkundigte, was ihn wohl hier am meisten anzog, nämlich nach der Gattin des Marchese. Der Marchese klingelte und ließ seine Frau zu sich bitten; aber wer malt Eduard's Staunen, als er das Mädchen, das ihn so sehr bezaubert hatte, das Mädchen in dem Aufblühen ihrer Schönheit, die ihn so sehr anzog, als er diese als die Gattin des alten Marchese auftreten sah.

Er fühlte, daß jetzt ihr Anblick ein sonderbares Mißgefühl in ihm aufregte, das fast an Schmerz grenzte, und wie beschämt schlug er vor ihr die Augen nieder, bis sie in dem Fortgang des angeknüpften Gesprächs seltene Anmuth und Liebenswürdigkeit entfaltete, die ihn wieder desto mehr anzog.

Als sie einige Zeit geweilt und die außerordentlichen Galanterien de Lié's zurückgewiesen hatte, die ihr ohnehin nicht die größte Freude zu machen schienen, und sich nach Eduard's Gesundheit erkundigt hatte, bemerkte ihr der Marchese, daß sie heute sehr zerstreut sei, welches er aber auch gleich so gütig war, auf Rechnung ihres gestrigen Schreckens zu setzen, den sie seinethalben ausgestanden habe.

„Signora beliebten sich vielleicht eher im Garten

zu unterhalten?" frug de Lié; „die reine Gartenluft stärkt die zarten weiblichen Nerven."

„Das hab' ich oft gefühlt, wenn ich allein war," entgegnete Signora.

Diese und ähnliche Bemerkungen mochten de Lié wohl zeigen, daß er ihr nicht der angenehmste Gesellschafter sei, aber er hielt das gewöhnlich für Scherz, oder glaubte, sie sage es blos, daß der Marchese nichts von dem Verhältnisse bemerke, das er mit ihr zu haben glaubte, von dem aber dieselbe gerade am wenigsten wußte, oder wissen wollte.

So kurzsichtig indeß de Lié die Liebe, die er zur Marchesa fühlte, gemacht hatte, so sah er doch gar bald ein, daß Eduard ihm ein gefährlicher Nachbar werden könne, den er sobald als möglich, und auf welche Weise es sei, auf die Seite schaffen müsse, und er war keck genug, schon bei dem ersten Zusammentreffen mit dem Maler auf Intriguen zu denken, die er jedoch vor der Hand nicht in Anwendung brachte, da er sehr vorsichtig war und nur sehr langsam zu Werke ging.

So verflossen vierzehn Tage in gleichförmigem Gange, während welcher Zeit der Marchese die Effecten Eduard's aus der Stadt in sein Haus schaffen ließ, ob deren reicher Menge er sich fast verwunderte

Eduard wollte es zwar nicht annehmen, längere Zeit bei dem Marchese zu wohnen, da er es nicht bedürfe, wogegen ihm aber dieser antwortete, daß er es nicht als Wohlthat anzunehmen habe, sondern nur aus Freundschaft bei ihm bleiben solle. Daß Eduard einestheils doch gerne blieb, läßt sich denken, obgleich er sich der Fesseln erwehren wollte, die ihn trotz seines innern Kampfes immer fester umschlangen und es ihm unmöglich machten, zu widerstehen; denn es bewies sich bei ihm, wie bei jedem empfindungsvollen Menschen, der Liebe überwältigende Kraft, die alle Verhältnisse überspringt und die Stimme der Vernunft verstummen macht. Eduard mußte sich Gewalt anthun, daß Niemand als die Marchesa seine steigende Liebe bemerkte, welches jedoch diese nicht so leicht konnte; denn zu sehr plötzlich von der ersten wahren Liebe ergriffen, zu sehr von einer glühenden Empfindung entzündet, war sie nicht vermögend, das Entzücken der Liebe in seiner Nähe zu verbergen, welches leider bald eine begründete Ursache geben konnte, ihr den Gegenstand ihrer feurigen Liebe für immer zu entreißen.

Das Verhör des Banditen hatte begonnen, welcher aber Alles hartnäckig läugnete, auch nichts verrieth, ob er aus eigenem Antriebe oder aus Bestechung die That

begangen; er beschwor, daß er den Marchese nur habe ängstigen wollen, um ein Geschenk von ihm zu erhalten. Obgleich dieser Grund ein genügender sein konnte, so war doch sein Benehmen ziemlicher Gegenbeweis.

Das Verhör ward einige Mal vorgenommen, und jedem etwas wenig aufmerksamen Beobachter hätte es auffallen müssen, wie sehr sich de Lié um die Aussagen des Banditen kümmerte, daß er sogar einen eigenen Kundschafter hatte, der ihm genauen Rapport bringen mußte, um wahrscheinlich nach demselben Verhaltungsmaßregeln zu ergreifen. Aber der Marchese bemerkte nichts Auffallendes, er hielt das nur für baare Freundschaft, um derentwillen ihm der Genueser wieder um so lieber ward.

Der Bandit blieb indeß hartnäckig bei seiner Aussage stehen, und beschwor alle Heiligen, ihm Zeugen seiner Unschuld zu sein. Demohngeachtet ward er zu dreijähriger Galeerenstrafe verurtheilt, welcher er auch alsobald überliefert wurde.

Als de Lié das erfuhr, brachte er einigermaßen froh die Nachricht in des Marchese Haus und fühlte, daß er nun freier nach seinen neuen Plänen wirken könne. Er begann damit, daß er dem Marchese ein unheimliches Befinden äußerte, wenn er in des Malers Nähe sei; der Mensch könne ein ganz guter Mensch sein, sprach er, aber er komme ihm als ein Sonderling vor; er rathe daher dem Marchese, ihm nicht

zu viel Freiheit in seinem Hause zu erlauben; welchen Rath aber derselbe sorglos zurückwies, denn er hatte eingesehen, daß Eduard ein offenes Herz zeigte, von sehr reichen Eltern stammte und sonst nichts von dem Marchese bedurfte, welches dem gewöhnlichen Manne genug war.

Abermals war einige Zeit verflossen, als Perlon sich die Freiheit nahm und den Marchese bat, daß er ihn malen dürfe, welches derselbe außerordentlich gern geschehen ließ, da er sah, daß Eduard sehr geschickt war und eine besondere Kunst besaß, genau zu treffen. Als das Bild vollendet war, welches dem Marchese sehr wohl gefiel, erbat sich der Maler auch die Erlaubniß, die Gattin des Marchese malen zu dürfen, welches derselbe mit eben dem Vergnügen erlaubte, da er nicht ahnete, daß Eduard ihn nur deswegen zuerst gemalt habe, daß er auch seine Gattin malen dürfe.

In jenen Stunden, wo er nun die Marchesa malte, entwickelte sich Beider Neigung ganz. Eduard war unerschöpflich in heiterer Erzählung, so lange sie saß, so daß er oft wenig malte und sie doch beständig mit seliger Aufmerksamkeit ansah, daß er oft in seiner Erzählung stockte und sich wieder auf das Entfallene besinnen mußte.

Manchmal, wie bei folgender Scene, verrieth sich die Marchesa ebenfalls sehr deutlich, daß Eduard nicht im geringsten zweifeln durfte, daß er leidenschaftlich geliebt sei.

Sie verließ die Stellung zum Malen und begab sich an's Fenster; Eduard legte Pinsel und Palette weg und griff nach der Guitarre; sein sanftes Spiel rief die Marchesa vom Fenster weg, und sie bat ihn, etwas zu singen. Eduard sann einige Augenblicke, dann schlug er leise Accorde an und sang mit schwärmerischem Ausdruck:

Was verboten und verborgen
In der stillen Seele glüht,
Das verräth in sanften Klängen
Leicht das fessellose Lied.

Es verräth der Seele Leiden,
Das sie immer mehr umstrickt,
Das die Seele macht verschwiegen,
Aber dennoch nie beglückt. —

Nur gehorchen kann die Seele,
Wenn sie in dem Kampfe schwankt,
Es geschieht des Schicksals Willen,
Nicht was stille Glut verlangt! —

Da erhob sich die Marchesa vom Sopha und wollte das Zimmer verlassen. Eduard hielt sie zurück, aber sie wandte das Gesicht von ihm und bat sehr sanft, aber mit erstickter Stimme: „Halten Sie mich nicht zurück!" Eduard ließ ihre Hand los, die er ergriffen

hatte, und die Marchesa verschwand. Eduard aber fühlte sich wehmüthig selig; er hatte gesehen, daß sie nur hinwegging, um ihre Thränen zu verbergen, die sein Lied hervorgerufen, das ihr das Herz tief gerührt hatte. — —

Manchmal hatte sich Eduard's Unterhaltungsgabe ganz auf sie übertragen, und in solchen Stunden erzählte sie ihm ihr ganzes Leben, von welchem wir hier das Wesentlichste mittheilen müssen:

Maria Dillina war die Tochter eines sehr reichen Banquiers in Rom; ihre Mutter verlor sie frühe und kam darauf in ein Kloster zur ferneren Erziehung; ihr Vater starb auch bald darauf und hinterließ ihr ein sehr bedeutendes Vermögen und den Marchese Silegri als Vormund, welcher nicht viel besaß und doch ziemlich habsüchtig war, und daher schon lange darauf wartete, seine Mündel aus dem Kloster zu erlösen. Sobald er es konnte, machte er ihr den Vorschlag, daß sie das Kloster verlassen dürfe, wenn sie seine Gattin werden wolle. Anfangs wollte das Mädchen nicht, aber da sie bei ihrer Verneinung auch in dem Kloster bleiben mußte, so ergab sie sich doch darein. Dazu besaß sie in ihrer zarten Jugend nicht Eigensinn genug, etwas nach ihrem Willen durchzusetzen, und zu guten und folgsamen Herzens und von der bestochenen Oberin des Klosters überredet, war es kein Wunder, wenn sie den Bitten des alten Marchese nachgab,

sich mit ihm zu verbinden, da sie sich auch blos dadurch die Entlassung aus dem Kloster erringen konnte.

Bei solchen Umständen läßt sich denken, mit welcher Liebe sie an dem Gatten hängen konnte. Im Anfange gefiel es ihr zwar, in ihrem Eigenthume frei zu schalten und zu walten, aber da kam sie über die Bibliothek ihres Vaters, die sie jetzt eifrig benutzte, durch welche sich ihr strebender, reger Geist selbst bildete. Sie kam mehr in die Welt, unter die Menschen, und eine tiefe Sehnsucht nach einer gleichen Seele erregte sich in ihr, die, weil sie nicht befriedigt ward, sie immer unzufriedener und zuletzt wahrhaft unglücklich machte.

Maria konnte weder in dem Marchese, noch in dem aufdringlichen de Lié das Ideal ihrer Glückseligkeit finden. Aber Eduard fesselte sie augenblicklich; sein edler Charakter, seine Bildung, sein Aeußeres, Alles war so anziehend für sie, daß sie Rang, Stand und Reichthum, Alles hingegeben hätte, um sich von ihm wieder geliebt zu wissen, um ihm ganz angehören zu dürfen für ewig.

An dem ersten Abend, als Eduard das Haus betrat, der Bandit gefesselt im Hofe lag, und sie seine That vernahm, war sie so ergriffen von seinem Anblick, daß sie es nicht wagen konnte, ihm sogleich unter die Augen zu treten.

Dieses Alles beinahe offenbarte die Marchesa dem

Maler, während er sie malte, und war selber froh, daß das Bild so viel Zeit zu seiner Vollendung bedurfte.

Endlich war das Bild fertig; mit freudigen Blikken stand Maria vor ihrem wohlgetroffenen Portrait.

„Wie kann ich Ihnen danken für dieses Bild, für die Mühe, die Sie sich gegeben haben, mich so oft und so lange anzusehen, daß es Ihnen fast leid geworden sein könnte?“ fragte sie scherzhaft. „Die Kunst belohnt sich selbst,“ versetzte der Künstler; „aber die Liebe nicht, mit der ich das Bild malte,“ und umschlang die reizende Marchesa. Sie wollte sich seines Armes erwehren. „Wollen Sie mir den einzigen Lohn nicht geben,“ fuhr er fort, „den ich mir bedungen in meinem Herzen, als ich das Bild anfing?“ Er drückte sie an sich und bat sie um einen Kuß. Sie drückte ihn sanft zurück, aber die süßen Worte Eduard's und ihre eigene Liebe überredete sie, ihm zu willfahren, und ein glühender Kuß goß Dank und Wonne zugleich in ihre Herzen. Dann sah sie erröthend auf und rang sich los. Mit süßem Entzücken sprach der Maler ihren Namen aus.

„Perlon, wenn Sie wüßten, was Sie aus mir machten!“ sagte sie hierauf schmelzend; „wenn Sie wüßten, wie leid es mir ist, wenn ich daran denke, daß Sie uns einmal wieder verlassen müssen, so würden Sie mich kälter behandeln, daß ich mich nicht so sehr an Sie gebunden fühlte, da ich sehe, daß über kurz oder

lang sich eine Scheidewand zwischen uns senken muß, die kein trostloser Wunsch aufhebt!"

Perlon wollte etwas sagen, aber das Wort erstarb ihm auf den Lippen, still sah er in ihre großen fragenden Augen, es kämpfte in ihm. „Maria!" sprach er nach einigen Augenblicken mit dem bedeutungsvollsten Ausdruck, „lassen Sie noch eine kurze Zeit vorübergehen, vielleicht ändert sich viel; mehr kann ich Ihnen jetzt nicht sagen."

Das Kommen des Marchese unterbrach die Beiden; Maria war fast bestürzt, das Blut schoß ihr in die Wangen, Perlon blieb ruhig und zeigte dem Marchese das vollendete Bild, welches derselbe sehr bewunderte, dann aber ernster seine Gattin bei der Hand nahm und sie hinwegführte.

Perlon sah ihm nach und schüttelte den Kopf, dann stellte er sich wieder vor das Bild und betrachtete mit schwärmerischem Vergnügen der Liebe sein eigenes Werk.

Seit dieser Zeit änderte der Marchese seine aufmerksame Behandlung gegen Perlon; de Lié hatte die Oberhand gewonnen, und mancherlei sonderbare Gedanken in sein Hirn gepflanzt, wozu er wohl einigen Stoff fand.

Selten und nur in Gesellschaft sah jetzt Perlon die Geliebte, er vermuthete mit Recht, daß sie sich zu

sehr verrathen habe, und daß das Verhältniß mit ihr kein gutes Ende haben könne. Es machte ihm viele Gedanken, oft saß er ganze Stunden allein und sann; sie zu verlassen, sie nicht mehr zu sehen; der Gedanke quälte ihn und rief gewagte, fast unausführbare Pläne in das Leben, die nur grenzenlose Liebe und auf der andern Seite etwas Leichtsinn ausführen konnte.

Er wollte fort, aber nicht ohne sie, und da er sie nicht mehr vertraut sprechen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu schriftlichen Unterredungen; was der Mund nie gewagt hätte auszusprechen, das vertrauten sie Beide dem duldenden Papier; die Marchesa ergoß sich in schwärmerischen Versicherungen ihrer Liebe, und Eduard entwarf einen geschickten Plan zu einer Entführung der Geliebten, denn ohne sie hatte er sich geschworen, Rom nicht zu verlassen.

Die Marchesa schien jedoch zweifelhaft, das schien ihr zu viel gewagt, sie kannte ihren Gatten, der sich fürchterlich rächen würde, wenn die Ausführung des Plans mißlänge. —

An einem schönen Sommerabende war der Marchese mit seinem Freunde ausgefahren; er ging nicht mehr aus, aus Furcht eines zweiten Ueberfalls, da ihm der erste noch nicht ganz erklärt war. Die Marchesa war in dem Garten; Perlon begab sich zu ihr, es

war ihm gleichgültig, daß der Marchese es erfahre und darüber zürnen werde.

Sie kam ihm entgegen, schwarz gekleidet und bläs= ser als gewöhnlich, ihre schönen Augen verweint. „Ich bin froh, Perlon,“ sprach sie sanft, „daß Sie herab= kommen zu mir, wir haben viel zu sprechen, obgleich uns die Zeit mangelt, ich will daher Alles in wenige Worte zusammenfassen; mir fehlen so zusammenhän= gende Gedanken, mein Herz ist von Liebe und Schmerz getheilt, daß ich mich kaum fassen kann. Man will uns trennen, und es wird gelingen, wir können es nicht ändern, Sie müssen mich allein lassen, es kann nicht anders sein, obgleich es mir das größte Glück wäre, in Ihrer Nähe zeitlebens zu bleiben. — Darum gehen Sie mit Gott und leben Sie glücklich in Ihrer Heimath; ich bin gefesselt, ich kann Ihnen nicht folgen, obgleich mein Lieben und all' mein Denken mit Ihnen geht. Das schwache Geschöpf muß dem Schicksale unter= liegen, das sich fürchterlich rächen würde, wenn es sich dagegen empörte; es hat über mich verhängt, daß ich unglücklich sei, deshalb hat es mich an eine Kette geschmiedet, die ich nicht zerreißen kann.“ Hier er= griff sie seine Hand und drückte sie an die Brust, Thränen rollten über ihre Wangen. „Gott ist mein Zeuge, ich habe keine freie Wahl gehabt, nur Gewalt hat mich gebunden und es ist nicht zu ändern. Dar=

um leben Sie wohl; der Ewige lass' Ihnen mein Leiden zum doppelten Segen werden und vergeben Sie mir, daß ich meiner schweren Pflicht gehorche."

Eduard war tief erschüttert bei dieser Anrede. „Nein," rief er aus, „so wahr Gott lebt, ich lasse Sie nicht, mag es gehen, wie es will, ohne Sie will und kenne ich kein Glück, wenn Sie mich lieben, müssen Sie es wagen, oder Sie haben mich nie geliebt."

Die Marchesa schwieg wie beschämt und Eduard fuhr fort in sie zu dringen, ihm zu folgen und theilte ihr einen neuen Plan mit, der so wohl ausgedacht war, daß sie sich nach einigem Weigern wirklich dazu überreden ließ und ernst zu ihm sprach: „Wenn ich mich ganz auf Sie verlassen kann, wenn Sie das Zutrauen, das in meiner Seele für Sie spricht, rechtfertigen wollen, wenn Sie mir treu bleiben in jeder Lage, in jedem Leiden, das über uns verhängt ist, dann wage ich es." — Freudig drückte Eduard ihr die Hand, dann hob er seine Rechte gen Himmel und schwur ihr treue, ewige Liebe. Maria that daſselbe, und zufriedener schieden Beide, um nicht vom Marchese selbst überrascht zu werden, nach einem besiegelnden Kuß.

Nach einigen Tagen hatte sich das Verhältniß der Liebenden zur völligen Reife gebildet und Eduard begab sich zum Marchese und erklärte ihm, daß er Briefe aus Venedig erhalten habe, die ihn einladeten,

dorthin zu kommen, welches er auch annehmen wolle. Der Marchese bedauerte unendlich, seinen Freund nicht länger in seiner Nähe haben zu können, obgleich seine sich aufgeheiterte Miene das Gegentheil verrieth. Sonderbar kam es ihm aber vor, daß, als Eduard auswärts beschäftigt war, seine Abreise zu ordnen, er in Eduards Zimmer einen Brief unter dem Tische liegend fand, den dieser wahrscheinlich verloren haben mochte, worin er las, daß Perlon nicht nach Venedig, sondern nach Palermo auf die Villa eines Freundes geladen war; doch das kümmerte ihn wenig, er war froh, daß er sein Haus verließ, besonders aber de Lié freute sich, als er erfuhr, daß Eduard abreisen wolle.

So geschah es denn wirklich. An einem schönen Morgen kam ein Reisewagen herangerollt, der Eduard fortführen sollte; die Koffer wurden eilig aufgeladen und der Marchese wußte nicht, daß einer derselben schon lauter Effecten seiner Frau enthalte. Der Abschied war kurz; Eduard drückte der Marchesa noch ein Billet in die Hand, die er feurig küßte, und flog die Treppe hinab; de Lié war auch zugegen und äußerst geschäftig, daß Perlon ja nichts vergesse, geleitete er ihn an den Wagen. Der Marchese aber lag am Fenster, hinter ihm stand in schweren Gedanken seine Gattin, und als der Marchese noch von ferne dem Scheidenden einen Gruß zuwarf, hätte sie fast geweint.

Nach Eduards Abreise verflossen zwei Tage in ge-

wohnter Gleichförmigkeit, nur die Marchesa war verstörter als je, ein ungeheurer Kampf und eine immer lebendige Sehnsucht nach dem Geliebten in dem Herzen raubte ihr alle Ruhe. Am dritten Tage aber begann sie ebenfalls einzupacken, ihre Schriften, Wechselbriefe, Kleinodien, was sie hatte, that sie in ein kleines Kästchen, das sie bequem tragen konnte. Am Abende desselben Tages stellte sie sich unwohl, worauf ihr Gemahl nicht achtete, welche Achtlosigkeit sie tief schmerzte und sie um so mehr in ihrem Entschlusse bestärkte, dem Manne zu folgen, der eine so große Empfindung für sie im Herzen trug.

Aber dennoch kämpfte die Pflicht mit der Liebe, sie sah ein, daß sie etwas Ungeheures wage und konnte nicht recht einig werden mit sich selbst; da warf sie sich vor dem Crucifix, das auf einem Pfeilertische stand, betend nieder und hob die Augen und die Hände flehend zu dem Gekreuzigten empor.

Es sprach eine Stimme in ihr, daß sie das Band, das sie an den Marchese knüpfe, nicht zerreißen dürfe, aber die Liebe hatte es ja nicht geknüpft, die doch allein alle diese Bande knüpfen sollte; man hatte ihr ja nur die Wahl gelassen zwischen zwei Uebeln, von denen keines glücklich machen konnte, warum sollte sie dem Manne nun nicht folgen, in dessen Nähe sie sich allein selig fühlte? —

Nach einem langen Gebete stand sie auf; sie

fühlte sich getröstet, ihre Liebe hatte gesiegt, sie war entschlossen. — Wenn es nicht der Wille des Allmächtigen sei, daß ihre Flucht gelänge, dachte sie, so wolle sie es als einen Wink von ihm halten, wenn sie das kleinste Hinderniß aufhalte und dann wollte sie sich willig in ihr altes Band zurückbegeben und es ertragen, als sei es die unabänderliche Fügung ihres Schicksals.

Dieser Gedanke stärkte sie; erquickt schlief sie, bis sie am frühen Morgen durch ein Geräusch aufgeweckt wurde. Der dämmernde Tag brach durch die zitternden Platanen in ihr Gemach, sie erhob sich und blickte hinaus; der Himmel war rein und heiter, neubelebend hauchte ihr die frische Luft eine sanfte Röthe auf die bleichen Wangen.

Der Marchese war es, der sie durch ein Geräusch geweckt hatte, denn sein Gemach stieß an das ihre; er war aufgestanden und in den Garten hinabgegangen. Das war ein gutes Zeichen, denn nur er konnte sie hindern zu entfliehen. Nun kleidete sie sich ganz schwarz, ein langer Schleier fiel von ihrem Kopfe herab und verhüllte ihr das Gesicht und das Kästchen, welches sie unter den Arm nahm; sie fühlte nun zwar eine beklemmende Angst, aber die Liebe, sein winkendes Bild gab ihr wieder Muth. Sie verließ ihr Zimmer, warf noch einen feuchten Blick zurück, dann schloß sie es fest zu und nahm die Schlüssel des Hauses,

die auf des Marchese Tisch lagen, da sie zur Nachtzeit ihm gebracht und bei ihm wieder verlangt werden mußten, das forderte seine Vorsicht. Die Thüren des Hauses schloß sie leise auf, trug die Schlüssel wieder zurück, dann entschwand sie aus dem Hause, wie sie wünschte, für immer. —

Sie eilte die Straße hinab, welche noch still und leer war, zur bezeichneten Kapelle der heiligen Romana, in deren Alleen sie den Geliebten finden sollte. Sie ging um die Kapelle, sie sah Niemand, — sie blickte um sich, — keine Seele, nichts als das Flüstern des Morgenwindes in den Bäumen. — Sie wollte umkehren; sieh, da trat aus einer Seitenallee eine verhüllte Gestalt hervor; sie erkannte sie, der Geliebte war es, mit freudigem Entzücken flog sie in seine Arme. „Er hat mich nicht getäuscht," frohlockte ihre Seele, denn schon war es ihr eiskalt durch die Glieder gezuckt.

Eduard führte sie die Lauben entlang zu einem wartenden Reisewagen, und ehe eine Stunde verging, hatten sie Rom weit im Rücken.

Der Marchese ging indessen im Garten hin und wieder, betrachtete die Gewächse und berechnete nebenbei in großen Zahlen sein Einkommen, seine Ausgaben, seine Gelder, mit denen de Lié gern Geschäfte machte,

der ihm den Kopf immer so voll Pläne machte, was er Alles anfangen sollte, daß er darüber alles Andere vergaß, welches eben das kluge Aussinnen de Lié's war, daß er dem Alten gerne mit seinen Geldern und Gütern zu schaffen machte, damit dieser um so mehr seine junge Frau vernachlässige und dadurch diese ihm desto freudiger in die Arme falle, und sie eher seine zärtliche Aufmerksamkeit für sie belohnen sollte.

Der Vormittag war noch nicht ganz vorüber, als de Lié kam, dessen erste Frage an den Marchese nach dem Wohlsein der Marchesa war. Der Alte rieb sich die Stirn; in seinem Sinnen hatte er sie ganz vergessen. Er fragte das Mädchen seiner Frau, ob seine Gattin noch schlafe; diese aber antwortete, daß Signora noch nicht geklingelt habe und sie erst gestern die Weisung erhalten habe, nicht in ihr Schlafkabinet zu gehen, bis sie es verlange. Dem Alten schien aber ihr Schlaf doch etwas zu lange; er wollte in ihr Zimmer gehen; es war verschlossen.

„Das ist sonderbar," brummte er und klopfte ungeduldig an; er legte das Ohr an die Thür — kein Laut — er ruft — keine Antwort. Da ward er etwas ängstlich und riß mit Gewalt an der Thüre; ein Bret sprang los und schlug ihm so heftig an den Kopf, daß er zurücktaumelte; aber die Thür war damit aufgesprungen. In fürchterlichem Zorn trat er in das Zimmer, um seiner Frau Vorwürfe zu machen;

umsonst, er sah sie nicht; er zog die seidenen Vorhänge des Bettes auseinander — Niemand war zu hören und zu sehen.

Dem Marchese ward es unheimlich, er rief de Lié herein, der aber trotz seiner guten Augen, so wenig fand als er. Daß der Marchese seine Frau vermißte, das machte ihn unruhig, aber daß er auch Schriften von Werth, Prätiosen und dergl. vermißte, darüber trat er todtenbleich zurück und rief zitternd aus:

„Was hat die Unglückliche angefangen?“ De Lié, ich bitte Sie um aller Heiligen willen, wo muß sie sein; Alles, Alles hat sie mitgenommen.“ „Hm, sonderbar,“ antwortete de Lié, „ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, wäre der Maler nicht schon vor vier Tagen fortgereist, so hätte ich auf ihn Verdacht, daß er sie entführt hätte, vielleicht ist sie ihm auch nachgereist.“

„Himmel und Hölle, man hat den Maler gestern noch gesehen,“ rief der Marchese, dem eine Entführung seiner Frau sehr wahrscheinlich vorkam.

„Nun dann,“ versetzte de Lié, „ist es nicht anders, sie ist mit ihm nach Venedig.“

„Nach Venedig? Nach Sicilien ist der Schurke,“ schrie der Marchese, „der mich auf eine Weise beschimpft, die ich nicht verzeihe, so lange ich lebe, die ich rächen werde, fürchterlich, so wahr Gott lebt! Er log, er ist nicht nach Venedig, ich las es in einem Briefe, den er verlor.“

„Nun müssen wir eilen, de Lié, es kann nicht anders sein, mein Gesinde hat mir hinterbracht, daß sie oft insgeheim miteinander sprachen. Sie gehen nun mit mir auf die Polizei. Verhaftbefehle, Attestate, Steckbriefe müssen wir schnell haben,“ (er riß die Glocke). „Schnell eingespannt,“ schrie er dem Diener entgegen, der gleich nach seinem Kommen wieder verschwand.

Der Wagen fuhr vor, Beide sprangen hinein und fuhren selbst nach der Polizei und den Gerichtsbehörden, um alles Nothwendige so schnell als möglich zu erhalten. Am Abend desselben Tages kamen sie zurück, der Marchese übergab seiner Schwester, die nicht weit von ihm wohnte, nebst einem treuen Diener, der die Rechnung führte, seine Hausverwaltung, und noch an demselben Abend machten sie sich auf den Weg, die Entflohenen einzuholen, oder sie in ihrem Asyle zu überraschen. —

II.

Deines Glückes Dich erfreue,
Denn Du weißt nicht, wann es flieht,
Und ein Wetter Dich aufs Neue,
Eh' Du's ahnest, schwarz umzieht.

In einem abgelegenen, aber sehr anmuthigen Thale der Schweiz liegt ein angenehmes Landgut auf einem Hügel, an dessen Fuß sich ein klarer See ausdehnt, um den sich terrassenförmig Rebenhügel weit im Kreise erheben, an die sich in der Ferne große majestätische Felsenkolosse anschließen, deren Schnee in der Sonne glänzt, wie prächtiger Opal; eine idyllische Ruhe liegt auf dem Thale, das einem kleinen Paradiese gleicht, in dessen Mitte sich ein kleines Schloß mit reinlichem Hof und blumigem Garten befindet, von dem die herrlichste Aussicht lohnt, tagelang im Umkreise zu schauen, der in jeder Tags- und Jahreszeit neue Schönheiten bietet.

Hier auf diesem Landsitze lebte seit zwei Jahren ein glücklicher Mann mit seiner Gattin, ein Knabe vollendete ihr Glück, den sie Beide gleich liebten.

Sie lebten abgeschieden von der großen Welt, glücklich für sich selbst; den Mann beschäftigte in seinen Nebenstunden die Kunst in verschiedenen Zweigen,

seine treue Gattin die Sorge für ihren Sohn, dem eine schöne Zukunft schon in der Wiege gesichert schien.

Der Mann war Perlon und Marie seine Gattin; ihre Flucht aus Italien, die man freilich ein Vergehen nennen konnte, reute sie nicht; ihre Liebe rechtfertigte sie und das Glück, das sie hier genossen, war ihnen genug Beweis, daß nur wahre Liebe glücklich machen kann; die Gattin lebte hier, ihrem Gatten das Leben versüßend, ihren geliebten Sohn, des Vaters Ebenbild, erziehend, ruhig und zufrieden. Ein schöneres Leben konnte sie sich nicht mehr wünschen, so sehr entsprach es hier allen ihren Forderungen.

Wie schön war es nicht, wenn sie Abends auf der Terrasse vor dem Hause saßen, unter kühlen Akazien, und hinabsahen in des See's Spiegel, wenn der Mond sich über die Eisgipfel der fernen Felsenberge erhob und den Glücklichen in das Angesicht sah, die sich umschlungen hielten und Dank dem Schicksal spendeten, das sie so sonderbar und glücklich zusammenführte.

Wie schön war es nicht, wenn die Gattin in ihren häuslichen Beschäftigungen lebte und webte, und in Küche und Keller Alles ordnete und besorgte, was das Hauswesen bedurfte!

Wie schön war es, wenn sie den lieben Kleinen selbst in den Garten trug und mit ihm spielte; wenn das Kind sie anlächelte in heiliger Unschuld, welch ein

Gefühl der Liebe und Mutterfreude beglückte sie dann nicht! —

Wie heimlich wohl war es ihr nicht in ihren Zimmern, die mit italienischer Pracht ausgestattet waren, wenn es draußen stürmte und regnete, oder der Winter herrschte und sie dem Kleinen, der bald laufen lernte, die schöne Natur durch die Fenster zeigte.

War es Wunder, daß sie sich da nicht nach der großen Welt sehnte, nie ihren Landsitz verließ, als wenn sie in die Kirche ging, die nicht weit davon war, oder den Geistlichen besuchte, der sie unter einem andern Namen mit Eduard getraut hatte? Man hieß sie nur die Frau von Vernais, nach dem Namen, wie das Gut hieß, unter welcher Benennung auch der Name Perlon verschwand.

Bei jenem Geistlichen allein lernte sie mehrere Personen kennen, unter andern die Wittwe eines Venetianers, die aus Eigenheit hier von ihrem Gelde lebte. Sie war die Einzige, welche wußte, daß Frau von Vernais eine Italienerin sei, da dieselbe jetzt so gut französisch sprach, als wenn sie zeitlebens hier gewesen wäre; aber weitere Verhältnisse erfuhr Niemand und vorsichtig gegen Fremde, hatten sie sonst nicht die geringste Furcht, entdeckt zu werden, oder sonst nachtheilige Folgen zu erleben.

Während nun hier die Glücklichen ein zufriedenes Leben führten, waltete ein feindliches Schicksal über den Marchese. Als er von Rom abgereist war, erkundigte sich er und de Lié überall nach den Flüchtigen; man glaubte ihnen auf die Spur gekommen zu sein, aber sie hatten sich getäuscht und fanden ein Paar neuvermählte junge Leute, aber die gesuchten Entflohenen nicht. In Sicilien angekommen, zogen sie von allen Orten und Enden Erkundigungen ein, aber fruchtlos, und sie waren nach vierteljährigem Suchen entschlossen, zurückzukehren, als de Lié krank wurde, was die Abreise verzögerte. Der Marchese wollte seinen Freund nicht verlassen und diesem ward so schnell keine Seefahrt erlaubt; seine Krankheit zog sich in die Länge, welcher er auch nach dreiviertel Jahren unterlag. Auf seinem Todbette mußte ihm der Marchese noch versprechen, den Räuber seiner Frau und seiner Ehre so lange aufzusuchen, bis er ihn finde und sich fürchterlich an dem zu rächen, gegen den er einen schrecklichen Haß mit in's Grab nahm.

Nun erst verließ der Marchese Sicilien und kehrte nach Rom zurück, verspottet und verlacht, welches ihn noch erbitterter machte; er kannte jetzt, da er seinen einzigen Freund verloren, nichts mehr als seine Rache.

Von Rom nahm er einen entfernten Verwandten mit sich und reiste nach dem zweiten vermuthlichen Ort der Flucht, nach Venedig ab.

Auch in Venedig war alles Nachforschen nutzlos und der Marchese entschloß sich, die Schweiz, da er wußte, daß Perlon ein Schweizer war, zu bereisen. Von Venedig nahm er mehrere Adressen mit von Leuten, die in der Schweiz zu finden seien, worunter sich auch die Adresse der Dame befand, deren wir schon erwähnt haben.

In Genf angekommen, erkundigte er sich gleich nach dem Gesetzgange, in wiefern er den Entführer seiner Frau streng behandeln könne, und es ward ihm eine befriedigende Antwort.

Nun durchreiste er das Land; in allen Richtungen forschte und fragte er, aber umsonst, alle Adressen waren abgegeben, selbst die der Wittwe von Venedig; auch diese verrieth nichts und er gab schon den Gedanken auf, seine Rache je befriedigen zu können.

Aber ein Unstern führte dennoch das Unvermuthete herbei. Als der Marchese von der Venetianerin wegreiste, führte die Straße eine Viertelstunde an Vernais vorbei, aber ehe er dahin kam, erhob sich ein Wetter. Die Schneegipfel der Berge verhüllten sich, die Wolken gingen tiefer, welches man an den Felsen deutlich sehen kann, bis auf die tiefer liegenden Tannenwälder sanken sie herab, dann erst erhob sich ein Sturm, der die Bäume bog. Die Wolken krochen schneller auf den Bergen hin, wie ungeheure Thiere, Schloßen rasselten herab, der Blitz zuckte nieder, geblendet bäumten

sich die Rosse und die Reisenden wußten sich nicht anders zu helfen, als auf das Gut zuzulenken, das jetzt vor ihnen lag, um dort ein Obdach zu suchen.

Sie kamen an das Thor, es war verschlossen und so still darin, als sei kein Mensch da, bis auf das Anklopfen und Rufen einige Hunde Lärm machten. Es ward geöffnet, ein alter Diener fragte nach dem Begehr.

Der Marchese steckte den Kopf zum Wagen heraus und sagte dem Diener, daß man anfragen lasse, ob man hier nicht übernachten könne, da es das Wetter nicht erlaubte, weiter zu fahren. Der Diener bat die Reisenden, zu warten, und entfernte sich.

Nach einiger Zeit kam er wieder und ließ den Wagen hereinfahren, mit der Bedingung, sich ganz still und ruhig zu verhalten, da Jemand krank sei.

Der Marchese versprach es.

Man führte ihn mit seinem Neffen in ein schönes Zimmer, wo er köstlich bewirthet wurde, aber Wirth und Wirthin bekam er nicht zu sehen; wie überhaupt der Diener auf alle seine Fragen sehr zurückhaltend antwortete, welches dem Marchese mehr der Sonderbarkeit halber auffiel, als daß er hier die Entflohenen vermuthete.

Am nächsten Morgen wollte er fast mit Gewalt dem Wirth seinen Dank abstatten, aber es wurde ihm

nicht erlanbt und er fuhr wieder von dannen mit gespannter Neugier.

Als er das Gut verlassen, fragte er den Berg herab jeden Arbeiter am Wege, jedes Kind beinahe und durch das Zusammenstellen der verschiedenen Reden regte sich plötzlich der Verdacht in ihm, daß er an dem Zufluchtsort der Entflohenen gewesen, daß sich vielleicht neben ihm seine Frau in den Armen eines jungen Mannes glücklich gefühlt. Eines jungen Mannes? nein! eines Schurken, wie keinen die Erde trägt, rief seine Rache in ihm, die plötzlich gegen alles Dankgefühl die Oberhand gewann.

Er mußte Gewißheit haben.

Zurück zur Venetianerin fuhr er, und brauchte dort die Maske des Heuchlers.

„Aber, meine Beste," redete er sie an, „warum sagten Sie mir denn nicht, daß auf jenem Gute eine italienische Dame wohnt?"

„Wie? Woher wissen Sie das?" frug die Erstaunte.

„Weil ich heute Nacht, vom Wetter überfallen, dort einkehrte und die herrlichste Bewirthung fand."

„Nun," sagte die Venetianerin, „es thut mir leid, daß ich es verschwieg, aber es ist meine Freundin, die schon oft den Wunsch äußerte, für alle Fremde unbekannt zu bleiben, deshalb sprach ich nicht von ihr."

„Wie heißt sie doch,“ frug der Marchese, sich besinnend, „„Maria —““

„Maria Perlon, gewiß?“ forschte er. „Hat ihr Mann nicht eine Narbe in der rechten Hand, die den Arm hinaufgeht?“

„Ich glaube ja —“

Mehr wollte der Marchese nicht wissen. Er verließ die Venetianerin jetzt so bald als möglich, eine rasende Ungeduld trieb ihn, eine höllische Freude glänzte in seinen Augen. „Meine Ehre will ich rechtfertigen vor der Welt,“ sprach er zu sich selbst und eilte sobald als möglich das Nöthige zu ordnen, die Glücklichen auf eine listige Weise zu überraschen.

Mehrere Tage, nachdem Herr von Vernais seinen größten Feind bewirthet hatte, fühlte er nebst seiner Frau die größte Besorgniß ob einer möglichen Entdeckung, obgleich sie alle Vorsicht gebraucht hatten und weder neugierig noch ungastfreundlich waren; als aber sechs, sogar acht Tage vergingen, verlor sich die Besorgniß so sehr, daß sie froh waren, zu wissen, oder doch fast als gewiß annehmen zu können glaubten, daß der Marchese hier umsonst gesucht, und schwerlich eine neue Reise hierher unternehmen werde. —

Freier und heiterer fast, als je, machte die Frau von Vernais am neunten Tage eine Lustfahrt zu ihrer

Freundin, der Venetianerin; ihren Knaben hatte sie bei sich, den sie fast nie von ihrer Seite ließ, ihr Gatte aber war zurückgeblieben, um Verschiedenes zu ordnen.

Lange Zeit unterhielten sich die Frauen auf einem Spaziergange, bis endlich das Gespräch auf den Marchese kam. Die Venetianerin erzählte, daß derselbe wider ihr Vermuthen noch einmal zu ihr gekommen sei, da er wahrscheinlich etwas vergessen gehabt habe, daß er seine Bewirthung so sehr gerühmt habe, und er Alles gewußt habe, was doch Frau von Vernais gebeten, zu verschweigen. Die Frau von Vernais erschrak, als sie das hörte, und ließ sich deutlicher des Marchese Fragen und Reden erzählen.

Dabei sah sie immer mehr ein, daß Jener listig der Freundin Alles entlockt, was sie wußte und daß nunmehr viel zu fürchten sei. Sie ward ernster und ernster, das heitere Gesicht trübte sich, eine schwere Ahnung trieb sie fort von der Freundin, sie eilte sehr, den Besuch abzukürzen, welches Jener bedeutend auffiel, und ehe die Abenddämmerung einbrach, nahte sich der Wagen schon ihrem Landsitze. Als sie dem Thore nahte, fand sie es mit Verwundern offen, da es doch immer verschlossen war. Man muß mich gesehen und das Thor geöffnet haben, dachte sie, als sie aber in den Hof fuhr, flogen die Thorflügel schnell hinter ihr zu.

Der Gatte kam ihr nicht entgegen, wie sie es ge-

wohnt war, wohl aber zwei Gerichtsdiener; die Frau von Vernais war todtenbleich. „Gott, meine Ahnung!“ rief sie, und blickte angstvoll um sich; in dem untern Zimmer waren noch mehrere Gerichtsdiener, die auf ihre Leute ein wachsames Auge haben mußten, so wie die ihr entgegen Gekommenen sie selbst in ihre Zimmer begleiteten.

Hier trat ein Mann, wahrscheinlich ein Gerichtscommissär, zu ihr und verkündigte ihr, im Namen des Gesetzes, daß sie ihre Zimmer nicht mehr verlassen dürfte, bis sie ihr rechtmäßiger Gemahl daraus abholen werde.

Die Unglückliche konnte kein Wort sprechen, ein ungeheuerer Schmerz überwältigte sie. Sie sank in Ohnmacht. Ihre weibliche Bedienung brachte sie wieder zu sich.

Als sie sich ein wenig erholt hatte, frug sie nach ihrem Gatten, man wußte ihr aber keine andere Auskunft zu geben, als daß ein Mann, von mehreren Gerichtsdienern begleitet, ihn abgeholt hatte.

Sie war in einer fürchterlichen Lage, sie weinte und zerriß sich die Haare, dann wollte sie wieder wie eine Wahnsinnige forteilen, aber man hielt sie zurück und sie versank in ein dumpfes Brüten und Denken. Lange blieb sie unbeweglich auf dem Sopha sitzen und starrte in einen Winkel. Traurige Bilder der Zukunft stiegen wie quälende Geister in ihrer Seele empor.

Nach einer traurig durchwachten Nacht war sie

ganz erschöpft und ermattet, sie glaubte den Marchese, der bald kommen sollte, nicht mehr ansehen zu können, und als er wirklich kam, verhüllte sie das verweinte Gesicht mit beiden Händen und kniete, unbewußt was sie thun wollte, nieder; sie schluchzte laut von tiefem Schmerz bewegt, aber der Marchese blieb kalt vor ihr stehen und weidete sich an ihrem Anblicke. „Das ist das Entzücken des Wiedersehens, Signora,“ sagte er, nachdem er sie lange mit höhnischer Miene angesehen, und drückte ihr die Hände vom verweinten Gesicht, dann verkündete er ihr, wie im Triumphe, daß sie unverzüglich wieder mit ihm nach Italien gehen müsse, daß der schändliche Verführer nach den Rechten gerichtet, seinem Schicksale überlassen bleibe und sie fortan seiner nicht mehr erwähnen dürfe.

Die Frau von Vernais antwortete nicht darauf, das Uebermaaß des Schmerzes machte sie stumm und raubte ihr fast die Besinnung, während der Marchese Papiere, Schmuck und Alles in Beschlag nahm, auf das er Ansprüche zu haben glaubte. Das Uebrige ward von dem Gerichte versiegelt und verwahrt. —

Perlon ward, als der Marchese seine Abreise schon angetreten hatte, vor das Tribunal gebracht und nach den beglaubigten Acten des Marchese, die seine That in das häßlichste Licht stellten, gerichtet und der Ver=

führung, des Raubes und des Kirchenfrevels als schuldig erklärt, sonach zu langwieriger Haft verurtheilt, in die er bald abgeführt ward.

Sein Gut Vernais ward unter Administration gestellt, um alle sich erhebende Kosten damit zu bestreiten.

Sein neuer Aufenthalt war nunmehr in einer großen Stadt der Schweiz, in einem fürchterlichen Gefängnisse. Der Kerker, worin er zu bleiben hatte, war ein kleines, viereckiges Gewölbe, tief in der Erde, in das nur hoch von oben, durch ein vergittertes Fenster Licht hereinfiel. Die Wände waren beständig feucht und naß, die nackten Steine blickten daran heraus, das Lager war nur ein Strohpfühl auf einem Brete, das zugleich einziger Sitz war. Fesseln hatte man aber dem Gefangenen nicht angelegt, da an ein Entkommen ohnehin nicht zu denken war; die eiserne Thür des Gefängnisses war mit handdicken und breiten Riegeln versehen, die unbewegbar in die steinerne Mauer griffen und der Unglückliche konnte nichts Anderes thun, als sich in sein hartes Schicksal ergeben, von dem befreit zu werden, er so bald keine Hoffnung hatte.

Der Wärter kam des Tages nur einmal und brachte Speise und Trank und dann bewachten ein Soldat und ein großer, schwarzer Fanghund die Thüre. Sonst sah der Gefangene auch kein lebendes Wesen, als höchstens, wenn ein neugieriger Reisender, der die Verbrecher sehen wollte, durch den kleinen Schieber an der Thüre sah.

Man kann sich denken, wie sehr unglücklich sich Perlon hier fühlen mußte, wie sehr ihn der Gedanke an seine Gattin und an seinen geliebten Sohn peinigte.

Die Ueberzeugung, wie hart jetzt der Marchese seine Geliebte behandeln werde, preßte ihm Thränen aus, die immer häufiger aus den erlöschenden Augen stürzten.

In dieser Lage war es wohl kein Wunder, daß ihn nach und nach seine Kraft verließ, daß er bleicher ward und abzehrte, so daß er sich in einem halben Jahre fast nicht mehr gleich sah.

Die Marchese war indeß nichts weniger als glücklich. Der dumpfe Ernst, der seit der Wiederkehr des Marchese ihr Gemüth trübte, verließ sie nicht mehr. Eine ergreifende Scene war es noch, als bei ihrer Abreise ihr Gemahl das unrechtmäßige Kind seiner treulosen Gattin in ein Waisenhaus zur Erziehung geben wollte, welches dieselbe aber nicht zugab und schwur, eher zu sterben, als sich von dem lieben Knaben zu trennen. Der Marchese mußte es sich, obgleich voll Haß und Widerwillen gegen den Knaben, gefallen lassen. Auch der bejahrte Diener Gottfried, der dem Neffen des Marchese wohlgefiel, weil er ein ruhiger, gutmüthiger Mann war, ging mit nach Italien, dessen blühende Gefilde Maria jetzt wie abgestorben vorkamen, die ganze prächtige Natur hatte allen Reiz für sie verloren. Außerordentlich niedergeschlagen kam sie in Rom an, in das

sie der rachsüchtige Gatte wie im Triumphe führte, wobei sie sich allerdings sehr beschämt fühlte.

In ihrer vorigen Behausung angekommen, lebte sie eingezogener als jemals, von Niemand nahm sie Besuch an, als von einem würdigen Geistlichen, der ihr Trost zusprach, dessen sie nur allzu bedürftig war.

Der Geistliche war der Franziskaner Januarius, ein sehr gebildeter frommer Mann, der in früheren Glücks- und Unglücksfällen die Welt in allen ihren Regungen kennen gelernt hatte, und jetzt einer der wenigen Geistlichen war, die jedem Unglücklichen ohne Unterschied die helfende Hand reichten und mit Menschenkenntniß zugleich Menschenliebe verband, das so selten ist.

Dieser Mann war es jetzt, in dessen Worten die unglückliche Marchesa reichen Trost fand; ihr Zimmer ward ihr zur Kapelle und mit ernster, stiller Ergebung in ihr Schicksal duldete sie alles Harte und Kränkende, das ihr ihre Lage bot. Sie vertraute sich dem Manne ganz, der zu viel Verstand besaß, als daß er nicht einsehen sollte, daß sich die Marchesa in ihren jetzigen Verhältnissen höchst unglücklich fühlen mußte; er war auch immer bemüht, mit den sanften Tröstungen der Religion ihrem sinkenden Muthe zu Hülfe zu kommen, da er wohl wußte, daß dies der einzige Balsam für ein trostlos leidendes Herz ist. Daher fühlte sich die Unglückliche in seiner Nähe leichter und trug Alles mit der Geduld einer Heiligen.

Aber wenn sie allein war, überwältigte sie oft der Schmerz, das Anschauen ihres Knaben preßte ihr Thränen aus, wenn sie ihn auf dem Schooße hatte, fielen glänzende Tropfen auf seine blonden Locken und sie drückte ihn tief bewegt an die Brust und flüsterte: „Unglückliches Kind!“ Am allerpeinlichsten aber war ihr der Gedanke an den Geliebten, und oft sann sie Tage und Nächte lang nur auf Mittel, eine Kunde von ihm zu erhalten, aber umsonst, da war keine Hoffnung, da war kein Weg als durch den Marchese, vor dem sie sich aber vergebens niederwarf und seine Knie umklammerte, nur um des Geliebten Freilassung zu bewirken; umsonst, der harte Mann blieb stolz und kalt, im Gefühl seiner Rache.

Da dachte sie wieder auf Mittel und Wege, es dennoch zu bewirken, und siehe, einmal fiel ein Lichtstrahl in ihre Seele. Der alte Gottfried sollte es unternehmen, in die Schweitz zurückzukehren und von ihr reichlich unterstützt, wo möglich, wenn er auch weiter nichts bewirken könne, doch wenigstens Kunde von ihm zu bringen. Der treue Diener unternahm es wirklich; bei nächster Gelegenheit trat er aus den Diensten des Marchese und nahm Dienste bei einem jungen reisenden Kaufmanne, der bald hier, bald in der Schweiz Geschäfte machte, dem es ebenfalls erwünscht war, einen Schweizer in Dienste zu bekommen, da er diesem eher als einem Italiener Zutrauen schenken konnte.

Auf der Reise erzählte der gesprächige alte Gottfried seinem neuen Herrn die ganze Geschichte, den Plan und Ursache seiner Reise, welche denselben so sehr interessirte, daß er dem Alten versprach, so viel als möglich mitzuwirken, um Kunde von dem Unglücklichen einzuziehen.

In der Stadt angekommen, wo sie wußten, daß Perlon im Kerker leide, machten sie viele Pläne, zu dem Gefangenen zu kommen, oder ihn wo möglich zu befreien; doch fanden sie keinen tauglich und einstweilen für gut, als Neugierige das große Gefängniß in allen Theilen zu besichtigen, welches den Reisenden immer um ein Trinkgeld gestattet wurde.

An einem schönen Tage machten sie sich auf den Weg, das Gefängniß zu sehen; bald waren sie dort und sahen ein Gebäude, wie eine kleine Festung vor sich; ein großes steinernes Thor, das offen stand und mit Wachen besetzt war, führte Beide in das Innere, wo die alte Bauart im gothischen Style vermuthen ließ, daß es früher ein Kloster gewesen sei. Der Gefangenwärter, zu dem sie gewiesen worden, führte sie nun regelmäßig in den weiten Gängen umher und nannte jedesmal das Verbrechen dessen, den er durch den kleinen Schieber an jeder Thüre den Reisenden zeigte.

In einem langen finstern Gange, der sich zuletzt in mehrere Gänge theilte, sahen sie endlich den unglück-

lichen Person. Er saß auf seinem Strohlager und wandte das Gesicht nicht nach dem Geräusch des Oeffnens und bemerkte daher auch nicht den Brief, den Gottfried beim Hineinschauen hineinfallen ließ, übrigens für gut fand, mit keiner Sylbe zu verrathen, daß er den Gefangenen kenne, dessen Anblick ihn schmerzlich ergriff; übrigens merkte er sich das Fenster des Kerkers genau, das auf die Straße zu gehen schien und das, da es ein zerbrochenes Fenster war, sich vor den andern auszeichnete.

Die Gefängnisse waren besichtigt, die Reisenden hatten alle schneidenden, oder zu einer Art Befreiung nutzbare Sachen zurückerhalten, da sie dieselben bei dem Wärter ablegen mußten, um keinem Verbrecher bei dem Besehen etwas zuwerfen zu können, und traten wieder vor das Gebäude. Gottfried und sein Herr suchten nun das zerbrochene Fenster und fanden es richtig. Es war nicht hoch über dem Boden, aber klein und mit Eisenstäben vergittert, doch hoffte Gottfried eine Hand voll englischer Feilen und Laubsägen durch dasselbe hinabwerfen zu können. Am Abende suchte er es auszuführen, aber da war das Gefängniß dreifach mit Wachen besetzt, die Niemand in der Nähe dulden durften, so daß es nicht gelingen konnte, die Werkzeuge, die dem Gefangenen vielleicht doch sehr gut zum Ausbrechen dienen konnten, hineinzuwerfen; er hoffte es daher vielleicht um Mittagszeit auszufüh-

ren, wo die ohnehin abgelegene Straße leerer und das Gefängniß weit weniger bewacht war.

Perlon hatte still und ernst auf seinem Bette gesessen, als die Neugierigen hineinschauten, er kümmerte sich nicht darum, erst als sie längst hinweg waren, fiel sein Blick auf die Thüre, ein weißes Blatt fesselte seinen Blick, er ging hin und hob es auf — welch eine Ueberraschung — ein Blatt von der Theuern. Mit Entzücken durchflog er den Brief und las froh die Nachricht, daß sich sein Kind wohl befinde, obgleich sie sogleich von den übrigen Berichten getrübt war; aber dennoch küßte er das Blatt, das die Geliebte geschrieben, und es reute ihn, nicht auf den Ueberbringer gemerkt zu haben, doch hatte dieser Brief die Hoffnung in ihm aufgeweckt, daß sich der Besuch gewiß wiederholen werde.

In eben dieser Hoffnung hörte er erfreut des nächsten Tages die Thüre aufschließen, aber es war nur der Gefangenwärter, der ihm Speise und Trank brachte; neugierig frug er jetzt denselben nach denen, die gestern die Gefängnisse besehen hatten. Der grobe Mann war heute höflicher als sonst und setzte sich zu ihm auf das Bette, neben welches sein großer Fanghund sich legte, und er erzählte ihm, daß ein sehr schöner, junger Mann mit einem alten Diener, den derselbe Gottfried genannt habe, mit großer Aufmerksamkeit Alles besehen,

die Einrichtung außerordentlich gerühmt und sich nach allen Ausgängen des Gebäudes erkundigt hätte, aber — horch — da klang ein Glas von oben, von dem gebrochnen Fenster, sie blickten hinauf — und siehe, eine Hand war bemüht, eine große Menge Feilen und Laubsägen herabzuwerfen. Augenblicklich lief der Gefangenwärter hinaus, um wo möglich den gütigen Spender dieser Dinge zu erwischen, rief schnell die Wache, die in den Gängen ab- und aufging, den Gefangenen zu hüten, da er in der Eile nicht mehr zuschließen konnte und eilte schnell, von seinem Hunde begleitet, vor die Thüre, den Thäter zu fangen, wozu er eigentlich keine Befugniß hatte, sich aber von seiner Geschäftigkeit dazu verleiten ließ.

Im Augenblicke, wo der Wärter den Gefangenen verließ, durchfuhr diesen plötzlich der Gedanke, ob er nicht eine Flucht wagen sollte. Verschlimmern kann ich nicht viel, wenn's mißlingt, sprach er zu sich selbst, und als er den schwachen, ängstlichen Burschen von einem Soldaten sah, der ihn bewachte, entschloß er sich schnell dazu. Er schlich an der Mauer des Gefängnisses vor, packte den Soldaten an der Brust und warf ihn mit Manneskraft auf die Seite, wo derselbe über einen Holzstoß fiel, der zum Feuern da lag, und ehe er sich aufrichtete, woran ihn der Säbel, der ihm zwischen die Beine gekommen, hinderte, war Eduard in einem der Gänge verschwunden.

Der Soldat schrie zwar, und eilte auch die Gänge durch, glaubend, der Entflohene habe gewiß den Weg zum Thore hinausgenommen, aber er mußte Flügel gehabt haben, er sah ihn nicht und fand ihn nicht mehr. Die Wache, die vor dem Thore stand, behauptete auch, nichts gesehen zu haben, und der arme Soldat blieb angstvoll stehen, nicht wissend, was er anfangen sollte, da er sich eine schwere Strafe dadurch zuzog, daß unter seiner Obhut der Gefangene entflohen war. Fluchend und scheltend, daß ihm der Fang mißlungen, kam jetzt der Wärter zum Thore herein, sich wundernd, den Soldaten, den er vor dem geöffneten Kerker glaubte, unter dem Thore zu treffen; als er aber die Flucht des Gefangenen erfuhr, schalt und tobte er furchtbar. Der junge Soldat ward sogleich in Arrest gebracht, welcher zwar behauptete, der Verbrecher könne noch nicht aus dem Gebäude sein. Nun wurde erst recht Lärm gemacht und Haussuchung gehalten.

Eduard war wirklich nicht aus dem Hause; in der Angst und Hast, mit der er fortlief und nicht recht Bescheid wußte, verirrte er sich in einem der Gänge, der eine breite Treppe hinaufführte. Zurückgehen und in einem andern Gang die Thüre suchen, das war gewagt und konnte wieder fehlschlagen, und dennoch war keine Minute Zeit zu verlieren; er sprang daher so leise als möglich die Treppe hinauf, um einstweilen

einen Versteck zu finden, bis zu einer günstigern Gelegenheit zur Flucht, aber wie es das Unglück wollte, oben kam er wieder in einen langen Gang, der mit einem vergitterten Fenster endete. — Gott im Himmel, da war wieder guter Rath theuer, kein Ausweg, kein Versteck und die Zeit eilte doch so sehr. Als er nun so hoffnungslos umhersah, sah er von oben herab ein Seil hängen, das wahrscheinlich zum Aufziehen verschiedener Gegenstände gebraucht wurde und oben zu einer weiten Oeffnung des Bodens führte. Eduard, schnell besonnen, kletterte an diesem hinauf, wobei ihm seine frühern Turnübungen wohl zu Statten kamen; mit einem Schwunge faßte er mit dem Fuße die Oeffnung des Bodens und war auch bald ganz darin, dann zog er das Seil nach sich, daß man im ersten Augenblicke nicht aufmerksam werde.

Nun sah er sich um, und erblickte sich hier auf einem geräumigen Boden. Das Seil war richtig um eine Walze geschlungen, die zum Aufziehen diente und ihm zugleich Hoffnung gab, sich durch das offene Fenster bei einbrechender Nacht hinablassen zu können. Er schlich an's Fenster, auch hier war die Aussicht günstig, unter ihm ein verwachsener Graben, von dem aus er leicht entfliehen konnte, wenn er sich in einem Augenblicke hinabließ, wo die Wachen bei ihrem Hin- und Hergange ziemlich entfernt waren. Gedankenvoll über die bestmögliche Ausführung seines Planes ver-

ließ er das Fenster, um sich noch einstweilen einen Versteck zu suchen, der ihn bei möglicher Annäherung Suchender verberge. Sein Auge fiel auf einen alten Mantel, der in einem Winkel lag, der in ihm sogleich den Wunsch aufregte, sich dessen bei der Flucht zu bedienen, da ihn die unverhüllte, auffallende Kleidung eines Sträflings sogleich verrathen würde; aber eben als er den Mantel aufhob, hörte er unter sich die Treppe heraufpoltern. Schwere Angst überlief ihn, es schienen nach dem Klirren und Fluchen Bewaffnete zu sein, die hier nach ihm suchen sollten; sie blieben aber auf dem untern Gange.

„Hol' der Teufel, wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren," rief mit Lachen einer der Heraufgekommenen.

„Weiter konnte er nicht," erwiederte darauf eine Baßstimme, „die Wache muß gelogen haben, daß sie ihn nicht entfliehen sah', der ist zum Teufel für —"

Mehr konnte der Entflohene nicht verstehen, dem ein Stein von dem Herzen gefallen war. Er horchte, ob sich die Sucher entfernten, welches wirklich der Fall war, und bald verschmolz sich das Getön und Geklirr derselben in das einförmige Rauschen des Regens, der jetzt immer stärker auf das Dach fiel, unter dem sich Eduard einstweilen verbarg und sich in einer gewiß noch gefahrvollen Lage schmeichelte, bald ganz befreit zu sein.

Mit immer steigender Ungeduld harrte er auf den Abend, der ihm heute weit später als gewöhnlich zu kommen schien und, als es wirklich dämmerte, mit solcher Langsamkeit zunahm, daß er glaubte, es bleibe eine helle Nacht. Endlich schien es ihm doch dunkel genug zu sein, das schwere Werk der Flucht zu unternehmen. Langsam drehte er jetzt die Walze und leitete das Seil zum Fenster hinaus, und als er sah, daß es weit genug reiche, hing er den Mantel um, betete ein kurzes Gebet um eine glückliche Flucht, dann ergriff er das Seil und glitt mit großer Anstrengung hinab. Die gefahrvolle Fahrt ging glücklich von Statten, er befand sich bald in einem buschichten Graben, in dem er sich niederbückte und vorsichtig nach den Soldaten sah, die das Gefängniß bewachten, und als er überzeugt war, nicht bemerkt worden zu sein, schlich er fort, um in der nächsten Straße gänzlich den Augen der Wachhabenden zu entgehen; als er aber über den Weg in die nächste Straße eilen wollte, sah ihn eine Wache, die eben auf ihrem kurzen Gange umwandte, der die verdächtige Gestalt auffiel, sie rief ihm ein donnerndes „Halt!“ nach; wer aber nicht hielt, sondern seine Schritte verdoppelte und bald in ein Laufen verwandelte, war Perlon. Gleich darauf fiel ein Schuß, eine Kugel zischte durch den Mantel, den er fast bereute, mitgenommen zu haben, da er ihn jetzt einigermaßen hinderte, aber er entkam

dennoch glücklich, da die Wache ihren Posten nicht weit verlassen durfte, ihn zu verfolgen; auch begünstigte der Himmel seine Flucht, denn der Regen stürzte rauschend herab und machte, daß die Straßen allenthalben leer waren, welches für ihn sehr gut war, und da er zu seinem Glücke Wege und Stege der Stadt kannte, in der er früher schon einmal gewesen, so befand er sich bald im Freien auf der Landstraße.

Jetzt dankte er erst recht von Herzen Gott für seine Befreiung und schritt durch den Regen und die dunkle stürmische Nacht eilig dahin. Ein stachelnder Dorn blieb in ihm, wenigstens über eine Grenze zu kommen, die zwar zehn Stunden entfernt, ihm aber bedeutend mehr Sicherheit bot, als das Gebiet, in dem er sich noch befand, wo er sich oft umsehen mußte, ob man ihm nicht auf der Spur sei.

Als der Morgen graute, der Sturm sich legte, der die Nacht gewüthet, hatte der Flüchtling die Grenze schon eine Stunde weit hinter sich und trat sehr ermattet und durchnäßt in einen Maierhof, der bedeutend von der Straße seitwärts lag, in dem er aber wohl bekannt sein mochte, denn als er eintrat und seinen Namen dem Knechte genannt hatte, der ihm die Thüre geöffnet, führte derselbe ihn mit besonderer Achtung in ein Zimmer und bat ihn, daß er einige Augenblicke verweilen möchte, da der Herr des Hofes noch schlafe, welches aber nicht der Fall war, obgleich

es der Knecht meinte, denn derselbe kam alsbald aus einem Nebenzimmer auf den Fremden zu, der ihm gleich darauf um den Hals fiel.

„Gottlob, daß ich Euch wiedersehe, Oheim!“ rief der Gerettete und warf den Mantel ab; „vergebt mir, wenn ich Euch in dieser Kleidung besuche, die Nothwendigkeit entschuldigt mich.“

Sein Oheim konnte sich aber nicht sogleich von seinem Staunen erholen, obgleich er wußte, daß Eduard seit einem halben Jahre für eine schwere That büße; endlich aber, als derselbe in kurzer Skizze seine Flucht erzählte, legte sich seine Verwunderung, er reichte dem Neffen die Hand und sagte ihm tröstend:

„Gott hat Dir so weit geholfen, ich will Dir weiter helfen, wie ich kann.“ Dann ließ er ihm Kleidung und ein Frühstück geben, wie er es seit langer Zeit entbehrt hatte. Aber auf die Freude des Wiedersehens und der Rettung folgte bald die Ueberlegung. Der Oheim Eduards sah ein, daß dieser dennoch kein Bleiben bei ihm haben könne, da man ihn am ersten bei seinen Verwandten vermuthe und aufsuche, welches er demselben auch vorstellte und ihm vorschlug, nach Deutschland zu reisen und sich dort aufzuhalten, bis ihn eine Aenderung in dem Gange seines Schicksals wieder zurückrufe.

Eduard sah das Alles wohl ein, und obgleich er sich gerne eine Zeit lang eine ruhige Erholung gegönnt

hätte, so folgte er dem wohlgemeinten Rathe seines Oheims, der ihm durch einen Freund bei dem Amte der nächsten Behörde einen Paß verschaffte, und reiste, mit allem Nöthigen reichlich versehen, über Basel, Stuttgart nach München, in welcher Stadt er sich eine Zeit lang aufhielt, sich der Kunst widmend.

Aber bald regte sich wieder heftiger die nicht zu löschende Sehnsucht nach seinem Weibe und seinem Kinde in ihm; obgleich er nicht wagen durfte, in ihre Nähe zu gehen, ohne sich tausend Gefahren auszusetzen, ohne nicht wieder in die Hände seines ärgsten Feindes zu fallen. Aber alle diese Vorstellungen, die die Vernunft ihm machte, drängte die Liebe immer mehr und mehr zurück, und er sann auf Mittel, wieder, aber unerkannt, nach Italien zurückkehren zu können. Er machte Pläne und verwarf sie wieder, bis einer zur Reife gediehen, den er auch ausführte.

Er hatte nämlich einen alten reichen Mann kennen lernen, in dessen Hause er ein Zimmer inne hatte, und dessen gutes Herz er oft Gelegenheit hatte zu beobachten; diesen bat er, in einer Stunde, wo er ihn besonders gut gelaunt fand, er möge ihn, obgleich nur zum Scheine, aber gerichtlich als seinen Sohn annehmen, damit er auch seinen Namen annehmen müsse, da es ihm blos um die Aenderung dieses dabei zu thun war. Anfangs wollte der Alte nicht daran, aber

auf inständiges Bitten und die Versicherung, daß er nichts Böses im Sinne habe, gab er es doch zu.

Eduard ward alsbald, da er, als er dem Alten das Jawort fast abgenöthigt, Alles in Eile betrieb, als der Sohn des Erwähnten gerichtlich adoptirt, und erhielt in kurzer Zeit darauf einen Paß nach Italien, und Zeugniß, als der Sohn des Herrn Adam Walner, und somit war er seinem Namen nach unkenntlich gemacht. Ferner ließ er sich den Bart und die Haupthaare wachsen, trug altdeutsche Kleidung und suchte sich in seinem Aussehen so zu entstellen, daß ihn derjenige, der ihn früher gekannt, gewiß nicht mehr erkennen konnte, und reiste bald darauf als Alphons Walner in dem kommenden Herbste nach Rom ab.

III.

O daß nie die Vorsicht fehle,
Wenn Du etwas Kühnes wag'st,
Daß Du nicht den Drang der Seele
Im verlornen Spiel beklag'st.

Acht Tage waren schon vergangen, daß der nunmehrige Alphons Walner in dem Gasthause zu Sanct Peter residirte und troz aller, doch mit der größten Vorsicht angewandten Mühe keine Kunde von der Geliebten einziehen konnte. Mißmüthig und mit vielen Plänen für die Zukunft beschäftigt, saß er eines Abends an dem Fenster seines Zimmers und sah mit gleichgültigem Auge auf den großen Platz vor dem Gasthause, auf dem sich noch Alles in buntem Gemisch bewegte; gleichgültig sah er auf den großen steinernen Brunnen, der den Mittelpunkt des Platzes zierte, nach dem sich römische Frauen und Dienerinnen hin und her bewegten, Wasser holend.

Ebenso sah er wieder auf die ihm gegenüber liegende Kirche, die, mit vielen Denkmalen der Kunst geschmückt, dem Forscher interessant ist. Aber nichts zog ihn an, in Gedanken vertieft und selbst das Geräusch der Wagen, die häufig an ihm vorüber fuhren, denen er oft sogar mit den Augen folgte, regte ihn nicht auf.

Das plötzliche Halten eines kleinen Wagens an seinem Gasthause zog aber dennoch seine Aufmerksamkeit an; er sah zum Fenster hinab und bemerkte einen einspännigen Reisewagen. Der langsam vom Bock steigende ältliche Mann schien ihm bekannt zu sein, und als derselbe den Schlag öffnete und einen jungen Mann heraushob, glaubte er sich nicht zu täuschen, den alten Gottfried zu sehen. Sehr erfreut darüber, rief er hinab; der Diener blickte auf, aber fast still und sinnend, als traute er seinen alten Augen nicht mehr recht. Doch erkannte er seinen vorigen Herrn. Freude und sorgende Angst malte sich auf seinem Gesichte und er eilte, so schnell als möglich die Sachen des Reisenden in Verwahrung zu bringen, um zu dem Manne zu kommen, um dessen willen er schon zwei Mal die Reise in die Schweiz gemacht, ohne ihn das erste Mal öfter als einmal in seinem Gefängnisse gesehen, und ohne das zweite Mal das Geringste von ihm erfahren zu haben.

Nach einigen Augenblicken trat der Alte in das Zimmer, den jungen Reisenden mit sich bringend. Er ergoß seine Gefühle in einem Strome unaufhaltsamer Redseligkeit, indem er Eduard die Hand küßte. „Gott im Himmel, lieber gnädiger Herr, wie froh bin ich, Euch hier zu finden; doch wie konntet Ihr es wagen, wieder hierher zu gehen. Das ist ein schweres Wagestück; wenn Ihr erkannt werdet, seyd Ihr unglücklich für immer.“

So hätte der alte Diener noch eine Zeit lang fortgeredet in Freude und Sorge, wenn nicht Eduard ihn unterbrochen und mit Vorsicht gefragt hätte, wen er hier, indem er auf den Reisenden zeigte, die Ehre habe vor sich zu sehen.

„Lieber Herr,“ versetzte der Diener, „dieser edle, junge Mann ist, Eurer unbewußt, Euer Freund geworden; Euer Schicksal hat ihn zu Euch hingezogen, daß er mit mir Euch aus dem Gefängnisse befreien helfen wollte. Daß Euch Gott auf eine andere Weise befreite, war die Fügung seines heiligen Willens.“

Eduard reichte nun dem jungen Manne die Hand, der ihn seither aufmerksam betrachtet hatte. Es lag etwas Anziehendes in seinem Gesichte, wie in seinem ganzen Benehmen, welches schnell die beiden jungen Männer zu aufrichtigen Freunden machte.

Sie setzten sich zusammen, während Gottfried die Einrichtung des Quartiers besorgte. Da Eduard sah, daß der Reisende durch die Geschwätzigkeit seines Dieners alle seine Verhältnisse wußte, so machte er auch ferner kein Geheimniß mehr daraus und berieth sich mit ihm gemeinschaftlich über das fernere Verfolgen seiner Wünsche, und schenkte ihm, auf sein männliches Wort sich verlassend, sein ganzes Zutrauen.

Eduard wünschte Anfangs blos zu wissen, wie sich seine Geliebte und sein Kind befinde, oder vielleicht eine briefliche Correspondenz anknüpfen zu können; dann

aber erweiterten sich seine Wünsche dahin, daß er sie nur einmal sehen, nur einmal sprechen wollte. Dieses nach reiflicher Ueberlegung wirklich ins Werk zu setzen, sollte Gottfried den Marchese besuchen und demselben etwas vorlügen und sagen, daß er seither in der innern Stadt gedient habe, jetzt aber wieder außer Dienst sei und sich nun wieder dem Marchese als Diener anbiete. Bei dieser Gelegenheit sollte er wo möglich der Marchesa einen Brief einzuhändigen suchen, worin Zeit und Stunde bemerkt war, wo sie den Geliebten bei der Kapelle der heiligen Romana treffen sollte, da diese ganz still und abgelegen liegt, wenn sie es, ohne Aufsehen zu erregen, bewerkstelligen könne.

Gottfried, der gleich darauf in den Plan eingeweiht ward und durch seinen frühern Dienst alle Verhältnisse in dem Hause des Marchese kannte, hoffte nichts leichter ausführen zu können, als die Wünsche seines Herrn.

Des nächsten Tages früh schon schrieb Eduard den Brief an die Geliebte, in welchem er seine Wiederkehr meldete, nebst seinem Wunsche, sie zwischen sechs und sieben Uhr Abends, nach unserer Zeitrechnung, wenn es möglich sei, bei der Kapelle der heiligen Romana zu treffen, oder sie möge ihm bessern Ort und Zeit zu einer Zusammenkunft zu wissen thun. Seine Ungeduld machte, daß der Brief ziemlich kurz ausfiel, eben weil sein Herz allzu voll war von Empfindungen,

Hoffnungen und Wünschen, konnte er um so weniger zu Papier bringen, er schloß daher bald mit dem sehnlichen Wunsche, sie zu sehen und ihr selbst Alles das sagen zu können, was er dem Briefe nicht anvertraut habe. —

Sogleich nach Tische machte sich der alte Gottfried auf den Weg, seinen Auftrag auszuführen, an dessen Gelingen er nicht im mindesten zweifelte. Nachdem er Alles, was er reden und antworten wollte, zum Voraus in seinem Kopfe ordnete, und fast beständig schon den Brief in der Hand hatte, den er auf die schlaueste Weise spediren wollte, trat er beherzt in das Haus des Marchese, der die Güte hatte, ihn sogleich vor sich kommen zu lassen.

Aber er kam in einer bösen Stunde, denn der Marchese war übel gelaunt, man hatte ihm die Flucht seines Feindes geschrieben, damit er sich vor Anfällen hüten könne; seit der Zeit, als er dieses erfahren, war er höchst mißtrauisch gegen seine Umgebung, selbst seine nächste Bedienung beobachtete er mit der Angst eines bösen Gewissens, und als er gar den alten Gottfried wiedersah, in dem er sogleich einen Spion vermuthete, nahm er sich vor, denselben auf das Strengste auszuforschen.

Mit gefurchter Stirn und listigem Blick setzte er sich auf seinen großen Armstuhl nieder. Als der alte

Gottfried mit demüthiger Höflichkeit eintrat, fragte er ihn kurz, was er wolle.

„Gnädiger Herr," versetzte der Diener geschmeidig, „Ihre Güte, mit der Sie mich früher behandelt haben, und meine Anhänglichkeit an Sie machen mich so kühn, mich nach Ihrem werthen Wohlsein zu erkundigen, und wieder unterthänig anzufragen, ob ich nicht das Glück haben könnte, wieder in dero Dienste zu treten."

„So? sonst nichts, gewiß nichts?" frug der Angeredete mit scharfem Blicke. „Sonst? gnädiger Herr, denn was — sollte mich sonst" — Des Alten Verlegenheit stieg, daß er stockte, bis er sich wieder sammelte und fortfuhr: „Ich weiß nicht, daß Euer Gnaden etwa ein Mißtrauen, das sich auf seltsame Vermuthungen gründen kann, gegen mich hegen sollten."

Der Marchese aber, der des Alten Verlegenheit bemerkt hatte, hörte nicht weiter auf seine Rede, sondern klingelte, indem er mit höhnischer Freundlichkeit sagte: „Wir vermuthen aber, daß Er doch noch andere Aufträge habe; um solcher Ursache willen, die Er angiebt, wäre Er nimmer in mein Haus gekommen, denn ich kenne Ihn schon, wie sehr Ihm mein Wohl am Herzen lag. Uebrigens, daß Er sich nicht bemühen darf, auszukramen, so wird Er wohl erlauben, daß meine Diener Seiner Güte etwas nachhelfen und Seine Taschen visitiren."

„Das Recht haben Sie nicht," entgegnete der Er-

schrockene und wollte durch die Thüre entweichen, aber die eingetretenen Diener hielten ihn zurück, die auch sogleich nach des Marchese Willen, trotz des Widerstrebens des Alten, die Visitation vollbrachten und den von Eduard geschriebenen Brief fanden.

Frohlockend riß ihn der Marchese auf und durchflog ihn gierig, doch unterbrach er sich mehrere Male mit einem grinsenden Lachen, an dessen Ende er eine Prise Taback zur Nase führte. Nachdem er den Brief gelesen und es dem alten Gottfried einige Mal kalt und heiß über den Rücken gelaufen war, fuhr er laut fort:

„Nun, da Er so gütig war, mir diesen wichtigen Brief zu überbringen, so wird Er mir wohl erlauben, Ihn heute bei mir zu behalten und nach Verdienst zu bewirthen.“

Der arme alte Diener konnte kein Wort mehr hervorbringen; solch' eine Behandlung hatte er nicht erwartet. Der Marchese aber ließ den Verstummten in ein kleines Zimmer im Erdgeschosse bringen, das nur ein kleines, hohes Fenster hatte, schloß die Thüre sorgfältig zu und verbot den Dienern streng, kein Wort davon seiner Gattin zu sagen, die er schonend behandeln wollte, ohne daß sein Racheplan, den er schon fertig hatte, in seiner Ausführung gehemmt werde.

Nachdem er selbst noch dem alten Diener spottend eine Bouteille Wein gebracht hatte, begab er sich auf

die Polizei, um nöthige Vorkehrung zu treffen, daß, wenn Eduard sich zur bezeichneten Stunde bei der Kapelle der heiligen Romana einfinde, er ihn sogleich verhaften lassen könne. —

Die Marchesa wußte indessen von dem Vorgefallenen nicht das Geringste; sie hatte, seitdem sie nach Rom zurückkam, den zweiten Stock des Gebäudes inne und kümmerte sich wenig, was unten geschah, aber Giulia, ihr Mädchen, desto mehr. Diese war die leibhafte Neugier selbst und wußte immer so viel zu erzählen, daß die Marchesa ihr oft Schweigen gebieten mußte, manchmal aber auch gern die Schwätzerin anhörte, da sie Vieles wußte, wovon man nicht denken konnte, daß sie es nur zu erfahren im Stande sei.

Auch diesmal hatte sie bald ausgeforscht, daß in dem Hause etwas Besonderes vorgefallen sein müsse, sie hing sich daher mit aller Beredsamkeit an einen Diener, der ihr geneigt war, um zu erfahren, was es gegeben habe. Dieser aber war ein verschwiegener Mensch, der sich um keinen Preis die Ungnade seines Herrn auf den Hals laden wollte, ließ aber, da Giulia mit Bitten nicht aufhörte, ihr doch merken, daß in dem untern dunkeln Zimmer ein Fremder sei, von dem man Vieles erfahren könne.

Das war der Neugierigen einstweilen genug; sie

stellte sich gleichgültig gegen das Erfahrene, mit der Bemerkung, daß sie etwas ganz Anderes vermuthet hätte, und begab sich dann zur Gebieterin, derselben mit der wichtigsten Miene das Erfahrene erzählend.

Die Marchesa erschrak über die Erzählung und glaubte im ersten Augenblicke, daß vielleicht gar der Geliebte selbst unten gefangen gehalten sei, bis er der Gerechtigkeit auf's Neue überliefert werde. Daß wenigstens etwas vorgegangen sei, was sie mit betreffe, sagte ihr ihre Ahnung und das Verbot, daß man ihr nichts davon sagen sollte. Daß es sie trieb, das Nähere zu erfahren, läßt sich denken. Der Diener wurde nun in den Garten geschickt; der andere war mit dem Marchese abwesend. Nun eilte die Marchesa mit allen in der Hast gefundenen Schlüsseln hinab, die geschlossene Thür öffnen zu können, um wo möglich den Fremden zu sehen und zu erfahren, weshalb er hier sei.

Gottfried saß indeß in tiefen Gedanken in dem kleinen Zimmer auf dem Boden, da ihm der Marchese die Bequemlichkeit des Sitzens nicht gönnte und die Sessel hatte wegräumen lassen. Er war sehr betrübt wegen der mißlungenen That und betete innig, Gott möge nur leiten, daß Eduard nicht nach dem bezeichneten Orte gehe und dadurch der drohenden Gefahr entrinne, dem Marchese auf's Neue in die Hände zu

fallen, in dessen Macht er unausbleiblich verloren schien. Das Klirren der Schlüssel unterbrach sein Gebet; er hörte, daß man mehrere versuchte, die aber nicht öffneten. Aber plötzlich gelang es doch und der alte Gottfried, der sich erhoben hatte, sah mit erleichtertem Herzen die Marchesa eintreten. Er eilte sogleich auf sie zu und küßte ihr die Hand. „Ach, Gottlob, Gottlob! liebe gnädige Frau," rief er aus, „wie froh bin ich, Sie zu sehen, um Ihnen sagen zu können, daß Sie ein großes Unglück verhüten, wenn Sie mich fortlassen können. Mein lieber Herr Perlon ist hier; er wollte Sie sehen und sprechen; darum hatte er einen Brief an Sie geschrieben, welchen ich überbringen wollte, den hat Ihr Gemahl mir mit Gewalt entrissen; ich weiß nicht, welch' ein Teufel mich da verrathen haben muß. Ich bin elend mein Lebtag, wenn mein lieber Herr in ein Unglück kommt, das Niemand aufhält, wenn er um sieben Uhr zur Kapelle der heiligen Romana geht, wohin er Sie bestellen wollte. Gewiß ist der Marchese schon hin, um sich seiner Person zu bemächtigen. Er ist verloren, gnädige Frau, wenn er nicht gewarnt wird. Wenn ich nur fort dürfte, so könnte noch Alles geändert werden." — Hier machte er eine Pause, Antwort erwartend.

Die Marchesa aber stand, der traurigen Kunde wegen, wie versteinert; sie konnte sich selbst nicht finden in dem Gedanken, daß der geliebte Mann in ihrer

Nähe sei und sie ihn nun selbst fortschaffen müsse, wenn er nicht wieder unglücklich werden sollte. Sie wollte den Alten fort lassen und seine Flucht ignoriren, aber das Heranrollen und Halten eines Wagens an dem Hause sagte ihr, daß der Marchese selbst zurückgekehrt sei und sie den Alten seinem Schicksale überlassen müsse, den sie aber mit der Versicherung tröstete, das Möglichste zu thun, um seinen Herrn zu retten; dann verließ sie ihn und begab sich wieder auf ihr Zimmer. Sie fühlte sich sehr angegriffen; Liebe, Sehnsucht und tiefes Leiden machten, daß sie ihre Gedanken nicht recht sammeln konnte, um auf eine schnelle Rettung des Geliebten zu denken. Nach und nach erst gewann sie ihre Fassung, dachte und überlegte, sah aber keine Möglichkeit, Perlon durch irgend eine Unternehmung retten zu können, da der Marchese jetzt am Thore die Diener förmlich Wache halten ließ, damit ihm nichts entkomme, welches die Marchesa ebenfalls durch ihre Giulia erfuhr, als sie dieselbe mit einem Auftrage wegschicken wollte. Da gab die Marchesa alles fernere Nachdenken auf, und überließ sich ganz ihrem Schmerz.

Da kam zur rechten Stunde, wo die Leidende Trost bedurfte, Pater Januarius. Er war sehr überrascht, die Marchesa in Thränen zu finden und blieb ruhig einige Augenblicke vor der Weinenden stehen, die ihn kaum zu bemerken schien. Als er dann einiges Nä-

here von Giulia erfahren, reichte er ihr die Hand und sprach sehr sanft und vertraulich: „Was Ihnen auch begegnet ist, Signora, richten Sie Ihr Herz auf zu Gott, der da spricht: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken.“ Schütten Sie Ihr bedrängtes Herz vor mir aus, daß ich Ihnen rathe; Sie wissen, wenn ich einem Leidenden helfen kann, sei er, wer er wolle, ich helfe ihm von Herzen gerne.“

Die Marchesa hob die von Thränen glänzenden Augen auf und sah fragend auf den großen und ernsten Mann, der ruhig vor ihr stand, dessen sanfte Worte ihrem Herzen wohl thaten und eine neue Hoffnung in ihr hervorriefen, die vielleicht nicht umsonst emporstieg. Das Vertrauen, daß sie sich wenigstens auf des Geistlichen Verschwiegenheit verlassen könne, wenn er sonst nichts nach ihren Wünschen thun würde, machte, daß sie demselben Alles offenbarte, was sie von Gottfried erfahren hatte. Sie bat ihn inständig, Perlon so bald als möglich aufzusuchen und zur Flucht nach Deutschland zu bewegen. Der Geistliche schien einige Augenblicke zu schwanken; aber die Marchesa, in dem Gefühle, daß sie dem Geistlichen nichts zumuthe, was seiner Rechtlichkeit im Mindesten zuwiderlaufe, fuhr dringend fort:

„Sagen Sie dem allzuviel Wagenden, er möge sich und mich nicht ganz unglücklich machen, durch eine Kühn-

heit, die nie zu einem glücklichen Ziele führen kann. Eilen Sie deshalb, frommer Mann, Ihrer Menschenliebe kann ich es zutrauen, daß Sie einen Unglücklichen vom Rande des Verderbens zurückziehen; ich werde es Ihnen ewig zu danken wissen; mein Segen und mein Gebet wird Sie begleiten, wie der Schutzengel einer guten That."

Der Geistliche war gerührt und versprach der Bittenden, sein Möglichstes zu thun, den Unglücklichen zu warnen, ehe er in die Falle gegangen sei. Dann entfernte er sich schnell und hoffte, der betrübten Marchesa bald die Nachricht von dem geretteten Freunde bringen zu können.

In dem Gasthause zu Sanct Peter aber saß Perlon, von allem Vorgefallenem nichts ahnend, und wartete mit Ungeduld auf die Rückkehr des alten Gottfried, dessen langes Ausbleiben er sich fast nicht erklären konnte; denn daß der Plan mißlingen könnte, daran dachte er nicht, es leuchtete ihm vielmehr nach und nach der Gedanke ein, Gottfried wäre so gut aufgenommen worden, daß er sich schicklich nicht so bald entfernen könnte und daß er bei dieser Gelegenheit Alles nach Wunsch ausgeführt habe. „Heute noch, heute noch," sprach er froh zu sich selbst, „werde ich sie vielleicht wiedersehen; heute noch vielleicht wird nach langer

harmvoller Zeit eine selige Stunde einen erhellenden Strahl in mein verdunkeltes Leben werfen.“ Mit Sehnsucht blickte er beständig nach der Uhr, die ihm wie eingeschlafen schien, und als nach langem Warten der Zeiger sechs zeigte, verließ er die Wohnung, um sich zur Kapelle der heiligen Romana zu begeben, wo er in Erinnerung an vergangene glückliche Zeiten eine Stunde verträumen konnte.

Als er unter das Thor des Gasthauses kam, sah er einen Franziskanermönch auf das Haus zuschreiten: Perlon hatte von jeher eine eigene Abneigung gegen die Mönche und ging ihm aus dem Wege und als Jener in dem Gasthause sich nach Jemand erkundigte, verlor sich Perlon schon in dem Gedränge der Straße.

Der Franziskaner war Januarius, der nach Alphons Walner fragte, von welchem man ihm aber bedeutete, daß er so eben das Haus verlassen habe. Der Wirth trat mit dem Mönch noch unter die Thüre und zeigte ihm den in der Ferne noch etwas sichtbaren Perlon, der keine Ahnung hatte, daß der Franziskaner, den er so eben vermieden, ihn suche. Januarius hatte nun nichts zu thun, als den Maler auf's Neue zu suchen, den er dem Aussehen nach nicht mehr verfehlen konnte; übrigens eilte es nicht sehr, da er nun wußte, daß er den Gesuchten ganz gewiß bei Sanct Romana finden werde.

Gedankenvoll war indeß Perlon durch mehrere Straßen fortgegangen; die Menschen, die an ihm vorübergingen, achtete er nicht, nur ein einziger von Allen hatte seine Aufmerksamkeit angezogen, es war ein schlecht gekleideter, unter einer Last keuchender Mann, der sich durch Knechtdienste jetzt wohl sein Brod erwerben mochte. Es war Piachelli, der seine Strafzeit überstanden und nun wieder in Rom lebte. Seine Züge waren schärfer gezeichnet und Perlon schien es, als liege ein ernsthafterer Zug darin, als er sich aus früherer Zeit in seinem Gesichte zu erinnern wußte.

Auch dieser verschwand in der wogenden Menge, aber sein Anblick hatte mannigfaltige Bilder der Vergangenheit in Perlons Seele geweckt, die sich, als er in dem Anschauen derselben bei St. Romana ankam, noch vermehrten in den Anlagen, wo er die Geliebte entführt hatte. Wie einen lebhaften Traum sah er hier die ganze Vergangenheit an seiner Seele vorübergehen; die Flucht, die so glücklich von statten gegangen; das schöne idyllische Leben auf seinem Gute, so sehr verherrlicht durch eine treue, wahrhaft liebende Seele. Eine Thräne trat in sein Auge, als er an die traurige Zeit dachte, wo ihm das tückische Schicksal Weib und Kind entrissen; mit tiefem Schmerze dachte er an die schwere Gefangenschaft, welcher jedoch durch den Gedanken gemildert wurde, daß er sie wiedersehen werde, die ihm so lange entrissen, daß er er-

fahren werde, wie sein geliebter Sohn sich befinde. „Gott wird doch einmal meine traurigen Verhältnisse glücklich enden, dieses unverdiente Leiden wird er auflösen in Glück," sprach er zu sich selbst mit einem vertrauungsvollen Blick gen Himmel. Als er wieder herabsah in die Allee, vielleicht die kommende Geliebte zu erblicken, gewahrte er am Ende derselben den Franziskaner mit hastigen Schritten heraufkommen; es schien ihm, als habe dieser die Augen nur auf ihn gerichtet.

„Daß ich den Mönch heute überall sehen muß!" sprach er zu sich selbst, und ging, um ihm auszuweichen, in eine düstere Seitenallee, die leider dem Marchese als Versteck diente, von welchem aus dieser Perlon schon lange beobachtet hatte, aber eine Zeit lang zweifelhaft war, ob es derselbe sey, den er erwarte, da Jener so ganz verändert aussah, bis ihm mit einemmale klar ward, daß der Maler die besondere Tracht führe, damit er weniger erkennbar sei. Als nun derselbe ihm gerade entgegen kam, so faßte er sich schnell, ging auf ihn zu und sprach zu ihm mit höhnischer Freundlichkeit:

„Ah! das ist ja recht schön, Herr Perlon, daß Sie sich wieder sehen lassen. Wie kommt das wohl?" Dabei lächelte er halb gezwungen, halb boshaft und zog eine elfenbeinerne Dose, als wollte er zur Eröffnung

einer Unterhaltung dem Bewillkommten eine Prise Taback anbieten.

Perlon antwortete aber gleich besonnen: „Sie verzeihen, Sie werden sich irren. Sie —"

„Nein, nein," fiel ihm der Marchese in die Rede, „wir sind früher schon bekannt gewesen."

„Ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen."

„Nun so reichen Sie mir nur die rechte Hand, das Uebrige wird sich finden."

Perlon stutzte bei diesen Worten, da er an der Narbe der rechten Hand am leichtesten zu erkennen war und wollte sich mit einem höflichen: „Signor, Sie werden verzeihen, Täuschungen sind häufig," entfernen, als auf einen Wink des Marchese mehrere Häscher aus den Lauben traten, die es Eduarden unmöglich machten, zu entfliehen.

„Täuschungen sind häufig," repetirte nun mit bitterm Spott, dem ein Lächeln folgte, der Marchese und übergab sofort auf seine Verantwortung den Fremden ihrer Obhut, der sich freilich betrogen sah und sich nun geduldig in sein Schicksal fügen mußte, er mochte wollen oder nicht.

Januarius stand nicht weit von der Scene und war gerade gekommen, um zu sehen, wie Der, den er retten sollte, in einem Wagen fortgeführt ward. Er machte sich innerlich Vorwürfe, daß er, wenn er sich nicht mit dem Bruder Armin unterwegs aufgehalten

hätte, leicht die Verhaftnehmung hätte verhindern können, von der er jetzt ruhiger Zeuge sein mußte, und gab sich selbst, um sein Gewissen zu beruhigen, das Versprechen, bei einer vielleicht kommenden Gelegenheit desto eifriger sich des Unglücklichen anzunehmen.

Jetzt aber kehrte er nach Hause zurück, um in der stillen Zelle seines Klosters ein Gebet für die Leidenden zu sprechen, da es ihn nicht drängte, der Marchesa die traurige Nachricht von dem Mißlingen seiner Unternehmung zu bringen.

Des andern Tages aber begab er sich zur Marchesa; es war Nachmittag, der derselben nur allzu langsam erschienen war. Sie saß auf dem Sopha, in ihrem Arm wiegte sich der Knabe, der den Gram der Mutter nicht verstand. Das ernste Gesicht des Geistlichen, als er eintrat, verkündete ihr nichts Gutes und als er auf ihre eilige Frage: „Ist er frei?“ den Kopf schüttelte und etwas von der Ergebung in Gottes heiligen Willen sprach, das sie aber ganz überhörte, sank sie erschüttert zurück und Thränen stürzten aus ihren Augen.

„So ist er verloren auf immer,“ rief sie aus; „jetzt entrinnt er nicht wieder, wenn er den geheimen Gerichten verfällt; seine Liebe ist sein Unglück, seine Kühnheit sein Verderben und ich kann nicht helfen und nicht retten. Können Sie auch nichts mehr thun

für ihn, frommer Mann? Haben Sie keine Mittel und Wege mehr, ihn zu retten, koste es, was es wolle?"

„Hier hat mein Wirken seine Grenze," sprach der Geistliche ernst und zuckte die Achseln.

„Ueberlassen Sie dem Ewigen die Zukunft und fassen Sie sich," fuhr der Mönch mit zuversichtlichem Tone fort; „den großen Planen des Unergründlichen kann der schwache Mensch kein Hinderniß mehr in den Weg legen, wenn der Wille unaufhaltsam zur That reift. Daß ich die gestrige That nicht hindern konnte, das war Gottes Fingerzeig, darum ertragen Sie es geduldig, es erwartet ein großer Lohn den Duldenden. „Selig sind die da leiden, denn das Himmelreich ist ihr. —"

Aber die Marchesa war untröstlich; das Bild des Geliebten schwebte vor ihr, wie ein Geist; sie sah ihn gefesselt und gemartert von dem rachedürstenden Marchese; sie sah ihn mit dem Tode ringen, unter den Händen gedungener Mörder. Ihre Phantasie, schrecklich aufgeregt, malte ihr Bilder vor, die sie, obgleich sie im Aeußern ruhiger zu werden schien, so beschäftigten, daß sie die Stimme des Geistlichen, der in ihrem Zimmer ein lautes Gebet ihr zum Troste verrichtete, ganz überhörte, und Träumen nachhing, von denen sie erst, als der Geistliche sie verlassen und es Nacht geworden war, erwachte. Sie schien etwas beschlossen zu haben und ging einigemale in dem Zimmer auf und ab, dann blieb sie stehen, ihr Auge ruhte auf ihrem

Knaben, der sorglos schlief; bei seinem Anblicke sank eine große Thräne von den ohnehin getrübten Augen, sie neigte sich über ihn und küßte ihn. Bei dem Anschauen des Knaben schien ein Entschluß vollends zu reifen, der ihr viel Ueberwindung kostete. Gleich darauf verließ sie das Zimmer und fragte nach dem Marchese. Man bedeutete ihr, daß er im Garten sei; sie ging hinab und fand ihn auf einer Gartenbank nachlässig ruhend, doch schien er in Gedanken sehr beschäftigt.

„Signor," sprach sie zu ihm, „es wird Sie befremden, daß ich Sie jetzt noch aufsuche, aber eine Bitte ist es, die mich zu Ihnen führt, sie soll die einzige sein, die Sie mir auf dieser Welt noch gewähren."

„Ich will es, wenn es sein kann," entgegnete der Marchese kalt.

„Dieses eine Mal" fuhr sie sanft fort, „lassen Sie mich nicht vergebens bitten, wenn ich noch einiges Recht auf Ihre Güte habe. Sie haben den Mann, dem Gott so deutlich aus Ihrer Macht geholfen hat, wieder in Ihre Gewalt bekommen; bei Gott nur steht es, über ihn streng zu richten, ein Wort von Ihnen, und er ist wieder frei." —

„Davon wollen wir nicht sprechen," unterbrach sie der Marchese, Miene machend zum Weggehen.

„Bleibe, höre mich nur an, harter Mann,“ sprach sie, indem ihr Gefühl überströmte, „laß ihn verbannen, daß er Dir nicht mehr schaden kann, gieb ihm nur die Freiheit wieder, ich liebe ihn nicht mehr, ich hasse ihn. Sage es ihm, daß ich ihn jetzt verachte, aber gieb ihm seine Freiheit wieder.“

„Das Gesetz geht seinen Gang, ich kann nichts mehr thun,“ sprach er und wollte sie verlassen.

Da konnte sich die leidenschaftliche Marchesa nicht mehr zurückhalten, sie sank vor ihm auf die Kniee und rief im Uebermaß des Schmerzes:

„O laß Dich erweichen, wenn nur noch ein Funke menschlicher Guth in Dir ist, so gewähre mir die Bitte, wende Dich nicht unbarmherzig von mir ab, gieb dem Gefangenen seine Freiheit, laß mich für ihn fesseln, mich für ihn in den Kerker werfen, ich will es tragen, aber gieb ihm seine Freiheit; ich schwöre es Dir, wenn er der Inquisition als Opfer fällt, ich überleb' es nicht!“ —

Der Marchese hörte sie bisher still an, dann aber sagte er mit gewohnter, höhnischer Freundlichkeit: „Mir thut es leid um Deine romantische Gedanken, — aber Kind, geh' zu Bette, Du hast ein Fieber, geh', ich bitte Dich, oder ich will Dich in Dein Zimmer bringen lassen.“ Hiermit verließ er sie und ging die lange vom Monde beleuchtete Allee hinauf, hinter welcher er verschwand. —

Seine Gattin verblieb in knieender Stellung, hielt die beiden Hände vor das Gesicht und weinte bittere Thränen des tiefsten Schmerzes, bis ein Geräusch, das sie neben sich vernahm, sie aufregte; sie erhob sich, und glaubte Jemand hinter den Bäumen gehen zu sehen. Sie folgte dem Geräusche etwas und blickte genauer hin, aber ihr vom Weinen getrübtes Auge konnte nichts weiter erkennen, sie begab sich zurück auf die Gartenbank, und wie eine dunkle Wolke senkte sich ein dumpfes Hinsinnen in ihre Seele.

Das Schlagen einer Uhr weckte sie auf, langsam erhob sie sich und schwankte durch eine Platanenallee, sich in das Haus zu begeben. In der vorletzten Reihe der laubreichen Bäume gewahrte sie etwas Sonderbares, das ihre Aufmerksamkeit anzog. Sie trat näher und stieß einen Schrei des Entsetzens aus, sie taumelte bebend zurück. — Der Marchese lag mit dem Angesichte auf dem Boden ohne Lebenszeichen, er schwamm in seinem Blute, welches der Marchesa sagte, daß hier eine schreckliche That begangen worden sei.

Fürchterlich erschüttert von dem grauenhaften Anblick ging sie in das Haus und befahl den Dienern hinauszugehen; sie hatte kaum Kraft, in ihr Zimmer zu gelangen, wo man sie in einem heftigen Fieberanfalle zu Bette bringen mußte.

Die Diener waren indeß mit Lichtern in den Garten geeilt und suchten den Marchese. Sie fanden ihn.

Er war todt — ein Dolchgriff lag neben ihm im Blute und die gläserne Klinge desselben steckte abgebrochen in seiner Brust, die mehrere Wunden erhalten hatte. Sie hoben ihn auf und trugen ihn in das Haus; ein Diener setzte die Polizei sogleich von dem Vorfalle in Kenntniß, ein anderer war nach dem Arzte gegangen, da auch die Marchesa seiner bedurfte.

Der Arzt kam bald und untersuchte den Ermordeten, ob er nicht vielleicht wieder in's Leben zurückzurufen sei, aber umsonst, und ordnete daher, wie es seine Pflicht erforderte, an, die Sache bei Gericht anzuzeigen, welches bereits geschehen war. Eine gerichtliche Commission erschien alsobald, der ganze Garten ward durchsucht, vielleicht dem Thäter auf die Spur zu kommen, aber umsonst, man fand nicht eine Spur von irgend Jemand, als ein Taschenmesser, das an der Gartenmauer lag und das wohl der Thäter bei dem Aussteigen aus dem Garten verloren haben mochte, da es keinem von den Gärtnern angehörte. Das Gericht nahm dasselbe mit sich, in der Hoffnung, daß es vielleicht doch zu einer Entdeckung führen könne.

Am andern Tage waren schon die sonderbarsten Gerüchte über die Ermordung des Marchese verbreitet, daß nämlich die Marchesa, wenn sie nicht die entsetzliche That selbst verübt, doch ganz gewiß um den Thäter wisse, da sie allein in dem Garten war, als es ge-

schah, da sie am Abende so auffallend nach dem Marchese gefragt habe und überhaupt alle Verhältnisse darauf hindeuteten, daß sie nicht unschuldig sei. Die Behörde hatte auch bald das Gerücht erfahren, und fand es auch nicht unwahrscheinlich, daß die Marchesa bei dem Morde thätig gewesen, es ward daher derselben verkündet, daß sie ihr Haus nicht mehr verlassen dürfe, bis zur Aufklärung der Sache.

Aber die Marchesa konnte schon das Bette nicht mehr verlassen, als sie erfuhr, welch scheußlicher Verdacht auf ihr laste; das war es noch, was zu ihrem Leiden fehlte. In wilden Phantasieen lag sie nun oft bedaurungswürdig da, ein Nervenfieber raubte ihr alle Lebenskraft. Immer verworrener wurden die Begriffe in ihr, ihr Denkvermögen verschwand, ihre Diener kannte sie nicht mehr, selbst den Pater Januarius, der einzige Fremde, welcher Zutritt zu ihr hatte, kannte sie nicht, als er vor ihr betete, und der Arzt glaubte nach allen Anzeigen, daß sie bald das Irdische mit dem Ewigen vertauschen werde.

Der alte Gottfried war nach der Festnahme Perlons von dem Marchese mit einem tüchtigen Verweis wieder in Freiheit gesetzt worden, welcher dann zu seinem Herrn, dem jungen Reisenden, eilte, der den Tag über in Geschäften abwesend war. Gottfried erzählte ihm betrübt das Vorgefallene, obgleich er über Perlons

Schicksal keine Auskunft geben konnte, um die sich aber jetzt der Reisende bemühte. Da er mehrere Personen von den obern Behörden zu seinen Bekannten zählte, hoffte er bald Näheres über die Lage des Unglücklichen zu erfahren, und auch, wo möglich, etwas zu seinem Besten thun zu können.

Doch konnte er sobald auch nichts Bestimmtes erfahren, bis die Untersuchungen über das Geschehene mit der möglichsten Genauigkeit und Klugheit begannen.

Durch die schmale Gasse an der Westseite Roms ging ein alter Jude, der hier schon seit langer Zeit Handel trieb; ein Quersack hing über seiner Schulter, in welchem er tausenderlei Sachen zum Verkaufe austrug. Aus seinen dunklen Augen, deren eines immer über die starke Habichtsnase schielte, schaute ganz der verschmitzte Israelit, der sich zu Allem gebrauchen ließ, wenn es nur etwas eintrug.

Sein wackelnder Gang und seine eigenen Manieren gaben ihm etwas Possierliches, das oft zu Neckereien Anlaß gab. Alle Leute in dem Stadttheile kannten ihn, und man kaufte gern bei ihm, da er seine Waare oft um einen Spottpreis losschlug, welches er auch leicht konnte, da man vermuthete, daß er gestohlene und gefundene Sachen verkaufte; denn er handelte auch solche Waaren ohne weitere Umfrage ein.

Dieser Jude kam gerade wieder durch die Gasse, als Thomas Piachelli vor der Thüre seines kleinen Hauses auf einer Bank saß, ernst und mit verschränkten Armen Gedanken nachzuhängen schien, die ihn von seiner Umgebung abzogen. Sein Kind war in seiner Abwesenheit gestorben; sein Weib war ihm gleichgültig geworden, er achtete auf nichts mehr, was um ihn vorging, und so achtete er auch nicht auf den Juden, der auf ihn zukam; aber dieser achtete desto mehr auf ihn und fragte, indem er vor ihm stille stand:

„Nichts zu verkaufen, lieber Herr, nichts einzukaufen, lieber Herr?"

Piachelli schüttelte schweigend den Kopf.

„Schöne Waare, neue Sachen, lieber Herr," fuhr der Jude fort, „ansehen müßt Ihr sie doch."

Somit stellte er seinen Sack nieder und packte allerlei Kleinigkeiten aus. „Brauchbare Sachen, weiß Gott, seht nur her, für Eure Frau."

„Laßt mich zufrieden," brummte Piachelli; aber der Jude ließ sich nicht stören und fuhr fort: „Nur dieses seht an, schöne neue Messer aus der Fabrik."

Piachelli warf einen Blick hin und wieder einen — dann frug er mit gleichgültigem Tone: „Sind das neue Messer? das dort auch?" und zeigte auf ein altes.

„Das nicht," versetzte der Jude, „das hab' ich gekauft von Aron Löb; weiß Gott, wo der's her hat, geht mich auch nichts an." —

„Höre, David, wenn man Dir beweist, daß Du gefundene oder gestohlene Sachen verkaufst, giebst Du sie zurück?" fragte Piachelli aufmerksamer werdend, da er Lust zu dem Besitze des alten Messers hatte, ohne es zu kaufen.

„Ja wohl, wenn's bewiesen wird," entgegnete der Jude. „Ich bin ein ehrlicher Mann, ich betrüge Niemand."

„Wenn ich Dir nun beweise, daß das Messer von einem meiner Bekannten verloren worden ist, giebst Du es zurück, David?"

„Nein, lieber Herr, das geht nicht so," versetzte der Jude. Erstens könnt Ihr nicht wissen so genau, wie Eurer Freunde Sachen aussehen; zweitens hab' ich das Messer nicht selbst gefunden, sonst gäb' ich's zurück, sondern ich hab's aus der zweiten oder dritten Hand gekauft, wodurch ich zu Schaden käme, wenn ich's hergäbe; das geht nicht so, lieber Herr."

„Haha, ist das Deine Ausflucht!" rief Piachelli keck aus; „das Messer mußt Du hergeben, oder ich zeige Dich selbst auf der Polizei an; denn das Messer habe i ch verloren."

„Nun, nun, es ist möglich," besänftigte David. „Aber wie soll ich glauben, daß es Euer ist?"

„Verdammter Jude! es ist genug, wenn ich sage, es ist mein," entgegnete Piachelli.

„Nun, nun," rief der Jude, „wenn Ihr mir sagt,

was auf der Klinge steht, ohne es angeschaut zu haben, so will ich's glauben und Ihr sollt es haben."

Piachelli nannte den Namen. David machte das noch schöne Messer auf, fand den Namen richtig und gab sogleich das Messer seinem Eigenthümer; packte wieder ein und machte sich auf den Weg, scheinbar verdrießlich.

Piachelli war überrascht, daß der Jude ohne Widerrede das Messer so schnell hergab; er hoffte es erst nach längerem Streiten zu erhalten. Sein böses Gewissen regte sich und sagte ihm, daß er einen Augenblick vorschnell gehandelt habe. Er dachte, ob nicht etwa der Jude von Gericht aus bestellt, ihn überlistet habe, das machte ihn wieder aufmerksam auf den Juden, der gerade um die untere Straßenecke ging. Er folgte demselben und fand seinen Verdacht bestätigt, als er sah, daß jener, als er sich außer dem Gesichtskreise Piachelli's sah, mit hastigen Schritten schnell die Straßen durcheilte und in den Gerichtshof eintrat.

Er sah sich verrathen und eilte nun nach Hause, um einiges Wenige in der Eile mitzunehmen und so schnell als möglich zu entfliehen.

Aber das schnelle Gericht war ihm zuvorgekommen. Als er in sein Haus trat, fand er die Thüre offen; als er aber hinaus wollte, empfingen ihn mehrere Häscher und führten den sich selbst Verrathenen vor das Gericht.

Thomas war resignirt. Mit einem Anstrich von Würde trat er gefesselt in den Gerichtssaal vor eine ansehnliche Versammlung.

Inquisitorisch befragt, bekannte er diesmal ohne Hehl, daß er den Marchese Silegri erstochen habe.

Auf die Frage, wer ihn gedungen, antwortete er kurz: „De Lié.“

Der Gerichtssecretair erklärte, daß dies eine Lüge sein müsse, da de Lié, wie er wisse, seit zwei Jahren todt sei.

„De Lié,“ antwortete Piachelli mit einer stolzen Miene, „hat mich königlich belohnt, ehe die That vollbracht war; er nahm die Verantwortung meines Thuns auf sich. Daß es das erste Mal mißlang und er in meiner Strafzeit starb, das hinderte mich nicht, mein Wort zu halten. Ein Ehrenmann hält auch dem Todten sein Wort; daher habe ich es jetzt ausgeführt, und mir ist blos verdrießlich, daß ich in dem Garten des Marchese mein Messer verlor, welches mich nun so elend verrathen hat. Aber dem alten Juden will ich's gedenken.“

„Ruhig,“ gebot der Richter, „Er wird ihm nichts mehr gedenken.“ Dann wurde der Mörder noch befragt, ob nicht etwa die Marchesa mit ihm in Verbindung gestanden, welches er aber, als der Wahrheit gemäß, hartnäckig verneinte.

Nach abgehaltenem Verhör ward Piachelli in ein

sicheres Gefängniß gebracht und ihm erst nach einiger Zeit sein Urtheil bekannt gemacht, das ihn zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verdammte.

Die Marchesa näherte sich bereits ihrer völligen Genesung; sie hatte eine schwere Krankheit überstanden, die sie fast nicht zu überstehen glaubte, wenn nicht der Gedanke an ihr Kind noch ihre Sehnsucht nach dem Grabe gemildert hatte; an die Rettung des Geliebten hatte sie alle Hoffnung aufgegeben; doch dachte sie fast beständig an ihn. In Gedanken an ihn saß sie auch jetzt in ihrem Garten; der Himmel und die Erde, Alles war heiter; aber sie war es nicht.

Ernste Gedanken stellten sich immer wie finstere Dämonen vor ihre Seele und verhinderten, daß das Heitere, Herrliche um sie nicht auch in ihrem Herzen einzog.

Von den gerichtlichen Untersuchungen über das Geschehene konnte sie nichts in Erfahrung bringen; sie hatte ja Niemand, der sich ihrer annahm, als den Pater Januarius, und dieser war auch seit einiger Zeit nicht wieder gekommen. Sollte er vielleicht auch dem Gerüchte glauben, daß sie Antheil an der Unthat gehabt habe, und sich deshalb zurückziehen? Das that ihr sehr weh; sie fühlte sich trotz dem, daß ihre körperliche Gesundheit zunahm, doch im Herzen krank und betete,

daß Gott nur bald ihre Unschuld vor der Welt zeigen möge und diesen häßlichen Verdacht, der jede unschuldige Seele tief kränken müsse, entferne.

Nach einer langen Stille, in der sie wie im Gebet versunken saß, frug sie Giulia, die mit dem Knaben spielte, ob sie nichts Erhebliches von Januarius erfahren, worauf ihr jene antwortete, daß er vor einigen Tagen sich angelegentlich bei dem Arzte erkundigt habe, ob seine sich erholende Kranke etwas Ergreifendes ertragen könne; was es aber sei, wisse sie nicht. Die Marchesa hörte es und schwankte, ob sie es auf die gute oder schlimme Seite auslegen dürfe, als sie von dem dichten Laubengange her Januarius selbst auf sich zukommen sah.

Sie erhob sich und ging ihm einige Schritte entgegen.

„Danket dem Herrn, denn er ist freundlich und seine Güte währet ewig!“ war die Anrede des Geistlichen; seine Züge waren heiter, wie die eines Mannes, der etwas Großes gethan hat.

Eine freudige Ahnung fühlte die Marchesa in ihrem Herzen aufleben, als sie ihn so erblickte.

„Ihre Worte, Ihre Blicke verkünden mir Gutes,“ sagte sie lebhaft, „darf ich es wissen?“

„Sie dürfen es wissen und empfinden,“ antwortete er, und auf seinen Wink trat Perlon selbst aus einer Laube, die ihn verborgen hatte, und eilte auf die

Marchesa zu, die noch einen Augenblick still blieb, als müsse sie an der Wahrheit seines Erscheinens zweifeln; dann aber sank sie mit einem Laute des Entzückens in seine Arme.

Januarius stand neben den Glücklichen sehr bewegt. Seinen Bemühungen war es gelungen, den Verurtheilten zu befreien, da er es sich zur heiligsten Pflicht gemacht hatte, das Möglichste für einen vom Schicksale verfolgten Menschen zu thun. Der junge Reisende, der ebenfalls nach Perlon aus der Laube getreten war, hatte ihn sehr unterstützt, da derselbe durch seine Bekanntschaft mit vielen Personen der obern Behörden Manches vermochte, was zur Befreiung Perlons beitrug.

Auch der alte Gottfried fehlte nicht, der sich des schönen Anblicks freute, wie sich die Glücklichen umarmten, denen jetzt Giulia den Knaben brachte.

Perlon neigte sich zu demselben und bog ein Knie, um ihn an sein Herz zu drücken. Die Marchesa beugte ebenfalls ein Knie und wollte dem Franziskaner die Hand küssen; aber er zog sie zurück und sprach feierlich: „Gott allein gebührt die Ehre, der die Schicksale der Menschen lenkt; zu ihm allein blicket dankbar empor, der das Dunkel gelichtet hat, das um Euch schwebte. Ihr waret für einander geschaffen; er hat Euch durch Prüfungen zusammengeführt und verzieh Euch gnädig Eure Fehler.“ Also sprach der edle Mann, dann hob

er die Hände segnend über die Glücklichen; seine Augen waren gen Himmel gerichtet und er fuhr fort: „Der Segen des Allwaltenden verlasse Euch nicht mehr, wie Ihr die Bahn des Guten nicht verlassen möget. Gott sei gelobt in Ewigkeit. Amen."

Ich lege die Feder weg; was die Glücklichen in diesem Augenblicke empfanden, kann die gefühlvolle Seele ahnen; sie kann es mit empfinden, aber beschreiben kann sie es nicht.

Der kleine Mann.

Erzählung aus München.

Es war ein sehr kalter Abend. Die Luft wehte mich so schaurig an, als ich in die Arkaden des Hofgartens trat, daß ich beinahe meinen gewöhnlichen Abendspaziergang eingestellt hätte, wenn nicht eben die tiefe feierliche Stille, die in dem langen Gange herrschte, mich wieder angezogen hätte, weniger gestört als sonst, darin auf und ab zu wandeln.

Die herrlichen Gemälde-Darstellungen aus der baierischen Vorzeit hatten heute einen ganz eigenthümlichen Reiz, welcher wohl davon herkommen mochte, daß die Lampen, welche ungewöhnlich düster brannten, ein unheimliches Licht verbreiteten und nur dann und wann von einem Luftzuge genährt, wieder hell aufleuchteten, was mir vorkam, wie ein Sterbender, der die Augen noch einigemal weit aufmacht, ehe das Lebenslicht völlig erlischt. In dieser ungleichen Beleuchtung schienen die Gestalten der Vergangenheit sich zu bewegen und Otto von Wittelsbach Panier zu

flattern, bei dessen Anblick mir unwillkührlich aus dem Herzen tönte:

Die blau und weiße Fahne, von Wittelsbach erhöht,
Sie ist ein gutes Zeichen, wo sie auch immer weht;
Und siehst du diese Fahne, wohl weit und breit bekannt,
So kannst du ruhig leben, du bist in sicherm Land.

Und bei dem Anblicke Kaiser Ludwigs auf dem Schlachtfelde von Ampfing, wie er Friedrich dem Schönen nach der Gefangennehmung die Hand reicht:

Die Rechte zur Versöhnung reicht er dem Feinde hin,
Ein würdevolles Vorbild von deutschem Biedersinn,
Wie unter starken Kräften der Feind erst unterliegt,
So hat er ihn noch stärker durch Edelmuth besiegt;
Mit Freundschaft und Versöhnung, löscht er die Feindschaft aus,
Und dies zu thun ward Sitte im edlen Fürstenhaus.

Einen angenehmen romantischen Eindruck machen die Gemälde gewiß auf Jeden, der für das Schöne und Kunstreiche einiges Interesse fühlt, denn sie sind so meisterhaft ausgeführt, so natürlich und doch reich und prächtig wiedergegeben, daß ihr Anblick jedes Herz ergreifen muß.

Es schlug zehn Uhr, als ich die Bilder verließ und mit langsamen Schritten die Arkaden hinaufging, an den schönen, gemalten, italienischen Gegenden vorüber, ernster und nachdenkender. An der Bildergallerie trat ich in den Hofgarten hinaus. Der Himmel war rein und mit unzähligen Sternen besät, welches

eine kalte Nacht verkündete; die dürren Aeste der Kastanienbäume zitterten frostig in dem innern kälteren Winde. Ich durchschnitt zurückkehrend den Garten und setzte mich auf eine Bank vor Tambosi, zog den Mantel fester um mich und hing still meinen Gedanken nach. Plan und Phantasien zu einer neuen Novelle beschäftigten mich; mein Geist dachte sich in ferne Regionen über Land und stürmisches Meer hinüber nach Nordamerika, wo ich meinen neuen Helden auftreten lassen wollte.

In dieser Stimmung vergaß ich meine Umgebung ganz. Mit offenen Augen den gestirnten Himmel ansehend, sah ich doch nur reiches, blühendes Land vor mir, im Hintergrunde schroffe Felsenmassen, von denen Wasserfälle stürzten, die nachher zu Bächen und Strömen anwuchsen, welche sich im Vorgrunde in einen Meerbusen mündeten, der einen natürlichen Hafen bildete. Eine große, wohlgebaute Stadt sah ich daran liegen, vor welcher Schiffe aller Nationen vor Anker lagen, die ihre bunten Flaggen zeigten, worunter ich auch das Schiff Euridice erkannte, auf dem ich meinen Adolph von der Streel ankommen ließ. —

Als ich so im Geiste fortdachte, meinen Helden an das Land begleitend und ihn in allerlei Unannehmlichkeiten verwickelte, wie das der Brauch ist, weckte mich der dröhnende Schlag der zwölften Stunde aus meinen Träumereien. Den Klang des eilften Stunden=

schlags hatte ich ganz überhört, nebst all dem Geräusch, das die von den Kaffeehäusern nach Hause Gehenden sonst erregen. Doch konnte ich mich sogleich nicht überzeugen, daß ich schon zwei Stunden dasitze und auf nichts aufmerksam geworden sei, und zählte daher die Schläge einer fernher tönenden Glocke. Es war richtig zwölf Uhr. „Sonderbar,“ sagte ich zu mir selbst, den Kopf schüttelnd, und erhob mich langsam, nach Hause zu gehen und das Resultat meines heutigen Denkens zu Papier zu bringen, wozu ich die Mitternachtsstunden immer am günstigsten fand. Der Geist, ungestört von dem rauschenden Tage, wirkt dann freier und selbstständiger in seiner innern, seiner eigenen Welt. —

Horch! da hörte ich etwas murmeln hinter mir in der Halle. Langsam streckte ich mich und sah neugierig um die breite Säule in die Arkaden, mich so viel als möglich verbergend. Eine sonderbare Gestalt erblickte ich da, von der erlöschenden Lampe schwach beleuchtet. Mich wollte ein Grauen beschleichen, welches aber bald wieder verscheucht ward, als ich die Figur besser unterscheiden konnte. Es war ein kleiner Mann, den ich mich erinnern konnte, am Tage schon gesehen zu haben. Blaß wie der Tod, fast gelb; ein schmuzig grüner Mantel ältester Façon mit kleinem Kragen hing auf seinen dürren Schultern, wie auf einem Kleiderholz; seine Beinkleider reichten kaum an die Stiefel;

sein Rock und seine Weste waren unkenntlich; mit der rechten, von einem durchlöcherten Handschuh verhüllten Hand stützte er sich auf einen starken Bambusstock, während seine fast heraushangenden Augen nach dem Ausgange der Arkaden, über dem die Schlacht bei Arcis gemalt ist, glotzten.

„Daß er nicht kommt," murmelte er, „der furchtsame Franzos! — Hm, vielleicht am Karolinenplatze, — es wird spät." — Es räusperte sich hier und ging einige Schritte fort. Ich war neugierig, mehr zu hören, was der kleine Mann jetzt so spät in der Nacht hier wollte, zog meinen Mantel fester an und schlich hinter die nächste Säule.

Da vernahm ich wieder: „Alles in Ordnung, hoffe ich — Alles — hm, ohne Worte zu verlieren." —

Er ging wieder fort und ich ging wieder nach.

„Die Alte will's, — es geschieht, — guter Lohn, ja — hm." Er ging wieder und ich schlich nach bis an's Ende der Arkaden, wo man zum englischen Garten hinausgeht. Ich hatte bis dahin aus seinen murmelnden Reden zusammengestellt, daß er einen Franzosen erwarte, mit dem er etwas Geheimnißvolles vorhabe, wobei aber der Franzose eigentlich wenig mit betheiligt sei; was es aber sei, erfuhr ich nicht. Ich wollte es abwarten und lehnte mich an einen Kastanienbaum, den kleinen Alten immer im Auge habend; allein da sich das Ding in die Länge zu ziehen schien

und der Franzose, den er erwartete, nicht kommen wollte, so schlich ich mich fort, den Hofgarten zu verlassen, ohne ihn gestört zu haben; da ich Anfangs im Sinne hatte, ihm einen Streich zu spielen.

Alles war still und schauerlich, als ich durch das große Thor des Gartens trat und meine Gedanken wieder sammelte, die sich durch den Anblick des kleinen Mannes zerstreut hatten; sie wurden jetzt abermals durch den Anblick eines von der Residenzstraße auf mich zukommenden Mannes, der mir im Aeußern sehr ähnlich war, zerstreut. Derselbe Mantel wie der meine, derselbe Hut, wie ich auf hatte, und dieselbe Größe; das Uebrige war in der Nacht kaum zu erkennen. Als er näher zu mir kam, sah ich aber ein ganz anderes Gesicht, als daß ich es dem meinigen ähnlich hielt.

„Pardonnez Monsieur," sprach er mich an. N'avez-vous pas vu un homme petit dans le — le Hofe-Gart?"

Ich mußte lächeln über den Ausdruck und sah ihm einige Augenblicke in das Gesicht, auf das der Schein der Laterne fiel, als verstehe ich ihn nicht recht; aber mich hinderte nur an einer schnellen Antwort der plötzliche Einfall, daß ich, da ich sah, daß der Franzose in seinem Aeußern mir so ähnlich war, leicht dessen Stelle vertreten könne; da er, wie ich aus dem Selbstgespräch vernommen, welches der kleine Mann geführt hatte,

nicht viel zu thun und zu sprechen habe und ich so ein Abenteuer bestehen könne. Ich war ohnehin ganz romantisch gestimmt und so fand der Gedanke plötzlich meinen ganzen Beifall. „Das ist herrlich," sprach ich in mich hinein und laut zu dem Franzosen:

„Oui, Monsieur, il m'a prié de vous envoyer sur le Carolinenplatz."

„Connaissez-vous donc cet homme petit?" fragte der Franzose darauf.

„Très bien," antwortete ich mit einiger Verlegenheit und beschrieb ihm genau den erst Gesehenen.

„Oui c'est le même," sagte der Franzose, dem es etwas sonderbar vorkam, auf den Carolinenplatz bestellt zu werden, und fragte mich mit größter Höflichkeit nach dem bezeichneten Platze, den er nicht gut wußte. Ich zeigte ihm nun den Weg, den er, indem er sich sehr bei mir für die Auskunft bedankte, sogleich antrat.

Jetzt betrat ich die Arkaden wieder, mir selbst die Frage stellend, was ich eigentlich vorhabe, welches ich mir dahin berichtigte, wissen zu wollen, was der kleine Mann so Lichtscheues nach Mitternacht zu thun habe, und demselben, nach Eintritt der Umstände, einen Strich durch die Rechnung zu machen, da mir von ihm, wie ich mich erinnerte, schon etwas Verdächtiges zu Ohren gekommen war. Ich schlug nun, um unkenntlicher zu werden, den Kragen meines Mantels

empor, drückte den Hut in's Gesicht, schritt hart auftretend fort, und hoffte, das Wenige, was ich zu reden zu haben glaubte, recht in dem Tone des Franzosen hervorbringen zu können.

Als ich nun um die Ecke unter den Bogen schritt, kam mir schon der kleine Mann entgegen, der wahrscheinlich wieder nach dem vorderen Ausgange der Arkaden gehen wollte, und sprach mich sehr erfreut an, ganz außer allem Zweifel, den Unrechten vor sich zu haben. Ich grüßte ihn so kurz als möglich, worauf er umkehrte, und mit mir in den englischen Garten ging; während er mich mit allerlei Geschwätz unterhalten wollte, worauf ich ihm meist nur mit einem kurzen Oui antwortete, da ich ohnehin sein recht schlechtes Französisch kaum verstand und er nichts davon sprach, wohin er mich führe, und ich auch nicht weiter fragen konnte, ohne mich zu verrathen. Das einzige auf unsere nächtliche Bestimmung Bezügliche, das er einmal fallen ließ, war, daß er glaube, daß jetzt schon Alles in Ordnung sein und man nur noch auf mich warten werde.

Nach und nach ward er stiller und schwieg zuletzt ganz, da er bemerkte, daß ich ihm kaum antwortete und er mich wohl für verstimmt hielt. Schweigend schritten wir nun fort über eine Brücke in die dunkle schauerliche Nacht: kein Mond schien, die Sterne allein flimmerten durch die blätterlosen Bäume, die mit

ängstlichem, vom Winde erzeugten Rauschen das Rauschen des Wassers zu einem mißklingenden Getön vermehrten. Meine Gedanken kehrten zu ihrer früheren Beschäftigung zurück, zu meiner Novelle, als ich über eine Baumwurzel stolperte und dadurch ganz darin wieder gestört wurde.

„Die häßlichen Wurzeln sont partout," rief ich aus, mich schnell besinnend, obgleich ich mich schon verrathen hatte.

„Ah! Monsieur Civares, Sie sprechen ja deutsch!" rief der kleine Mann ganz erstaunt aus. „Nun haben Sie sich verrathen. O Sie feiner Mann sagten mir gar nichts davon, gewiß, um die Deutschen desto besser belauschen zu können. Nun muß ich Sie schon bitten, deutsch mit mir zu sprechen." Bei diesen Worten kehrte er sich gegen mich, obgleich er immer fortging und rannte bei dieser Gelegenheit an einen Baumstamm, wodurch er so auf mich zurückprallte, daß ich noch einen ordentlichen Schlag durch ihn bekam. „Nun, nun, was ist denn das?" seufzte er, und entschuldigte sich vielmal über seine Unvorsichtigkeit, welche ich ihm verzeihen möge.

„De tout mon coeur," antwortete ich und ein schlechtes Deutsch accentuirend, „thun Sie mich nur den Gefallen und sprechen Sie weniger; ich bin betrübt."

Der Kleine brummte eine Antwort, die ich nicht

verstand, und schwieg, bis wir aus dem Baumgange traten, wo er mir sagte, daß wir Gott Lob! bald am Ende unseres Ganges seien, welches mir auch der Fall schien, da der Weg breiter wurde und mich mein Führer auf eine Häuserreihe zuführte, die ich allmählig mehr in dem Dunkel der Nacht unterscheiden konnte. Auf einem Kreuzwege angekommen, stand er stille und blickte aufmerksam nach allen Weltgegenden.

„Eivares, sie sind noch nicht da!" sprach er.

„So!" sagte ich, obgleich ich gerne gefragt hätte, wer noch nicht da sei.

„Wir müssen schon die Straße hinaufgehen und nachsehen; das Mädchen wird ihnen zu schaffen machen," sagte er, und ging mir voraus. Ich folgte bereitwillig. „Sehen Sie," fuhr er fort, „das hätten wir uns ersparen können, wenn Sie Ihren Freund nicht besucht hätten und bei der Siller geblieben wären. So mußte ich Sie schon aufsuchen, nach Ihrem Wunsche, den mir die Siller sagte; nun müssen wir sie wieder aufsuchen." Ich dankte ihm, bat ihn zugleich um Verzeihung und sah aus seinen Reden, daß ich für einen Fremden galt, der noch nicht in München bekannt sei.

Jetzt hielten wir an einem Hause, vor dem ein wohl bepackter Wagen stand; ein eingemummter Kutscher saß auf dem Bock zur Abfahrt bereit. „Ah! ist schon Alles in Ordnung?" rief nun mein Begleiter dem

Kutscher zu, worauf jener antwortete: „Ja, es ist Alles fertig, nur das gnädige Fräulein fehlt noch. Sie wird aber gleich kommen. Ihre Alte hält ihr noch einen Sermon über Gegenstände, die sie nicht sonderlich interessiren mögen."

„Nun, das wird sich geben," brummte der Alte und ging auf eine Thür zu, aus der zwei Frauen traten, ein schluchzendes Mädchen in der Mitte. Sie hatten kein Licht, wahrscheinlich alles Auffallende zu vermeiden; doch konnte ich erkennen, daß das Mädchen noch ziemlich jung und schön war. „Cäcilie, sei kein Kind," sprach jetzt eine, so viel ich sah, ziemlich alte Dame, „ergieb Dich in Dein Schicksal, das Dir nur Vortheil bringt. Es ist so der Weltlauf; viele Tausende treten so in's Leben, wie Du, und kommen bald zu Reichthum und Ehre; zumal da Niemand weiß, wo Du hingehst. Ich sage zu Jedermann, Du seyst bei meiner Freundin, den Frühling auf dem Lande zu erwarten und zu genießen; und wenn Du erst einmal Deine einfältige kindische Scheu überwunden hast, dann wirst Du einsehen, wie thöricht Du gehandelt hast, daß Du Dich gegen Dein Glück und meinen Willen sträubtest."

„O Gott!" seufzte das Mädchen und wollte mehr sagen, aber die Stimme versagte ihr.

„Stelle Dich nicht so eigensinnig," setzte die Dame ihre Rede fort, „Dein guter Name bleibt Dir ja und

Du wirst Dir doch denken, daß ich Dich nie aufgefordert hätte, diesen Schritt zu thun, wenn es nicht zu Deinem Besten geschähe; nur dadurch wirst Du aus vielen Verlegenheiten kommen, die Du sonst nie in Deiner Armuth überwinden könntest. Ein Opfer mußt Du um Deines Glückes willen bringen, und das Du bringen sollst, ist kein so großes, als Du glaubst. Darum tröste Dich, mein Segen wird Dich begleiten; nun lebe wohl. Komm, gieb mir noch einen Kuß zum Abschiede und versprich mir ruhig zu sein."

Bei diesen Worten umarmte sie das Mädchen und wollte sie küssen, aber Jene verweigerte dies ernst, worauf die Dame sie in den Wagen hob und sprach: „So leb denn doch wohl, obgleich Du es nicht so gut mit mir meinst, wie ich mit Dir." Dann wandte sie sich an die neben ihr stehende Dame, die mit ihr im gleichen Alter sein mochte, und sagte in französischer Sprache: „Madame Siller, reden Sie doch meiner Nichte zu, daß sie ruhiger wird. Das Mädchen ist sehr eigensinnig; ich glaube aber, es ist mehr Verstellung als Wahrheit, denn es ist fast unmöglich, daß ein Mädchen sich nicht gerne hingibt, bei so reizenden Aussichten, wie sie sich ihr darbieten." „Freundin, theure Freundin!" versetzte Madame Siller, „verlassen Sie sich auf mich, ich werde alle meine Beredtsamkeit aufbieten, das letzte Aufleben ihrer kindischen Wünsche zu unterdrücken.

Sorgen Sie nicht und leben Sie recht glücklich und wohl." Mit diesen Worten reichte sie ihrer Freundin die Hand und küßte sie, dann stieg sie zu dem seufzenden Mädchen in den Wagen.

„Leben Sie wohl," rief nun auch der kleine Mann, hervortretend, und reichte der Dame noch in dem Wagen die Hand, indem er an Cäcilien auch noch einige Trostesworte verschwendete.

„Eh bien, Monsieur Civares, warum steigen denn Sie nicht ein und sind so still und tiefsinnig; Sie sind doch sonst so heiter und gesprächig?" sagte jetzt die Dame französisch zu mir.

Ich stand aber etwas betroffen, ein sonderbares Gefühl beschlich mich, das ich nicht beschreiben kann; ich stand im Zweifel, ob ich linksum machen oder in den Wagen steigen sollte; aber meine Neugier, das ganze Verhältniß dieser Nachtreise und die traurige Lage des Mädchens zu erfahren und vielleicht zu ändern, machte, daß ich mich doch entschloß, in den Wagen zu steigen.

Ich stieg daher ein, sagte kurz: „Adieu!" zu der vor dem Wagen stehenbleibenden Dame und setzte mich auf einen Vordersitz, während der kleine Mann den Schlag mit der Bemerkung zumachte, daß ich Alles recht gut lenken sollte.

Nun saß ich in dem Wagen, der gleich nachher fortrollte, bei zwei mir ganz fremden Frauenzimmern,

in einer kalten Winternacht, nicht wissend, wohin es eigentlich gehe, obgleich mir mein Blick, den ich durch die Fenster des Wagens warf, sagte, daß der Wagen den englischen Garten nach Nord-Ost durchfuhr; dann sah ich wieder auf meine Reisegesellschaft, von der ich aber in der Nacht nichts sah, sondern nur dann und wann von dem Mädchen einen Seufzer vernahm, und unschlüssig, ob ich ein Gespräch anfangen sollte, lehnte ich mich zurück an die weiche Kutschenwand, erwartend, daß sich bald eine Gelegenheit darbiete, Einiges von meinen Reisegefährtinnen über ihre eigene Bestimmung zu erfahren, welches auch bald geschah, indem Madame Siller sich gegen Cäcilien wendete und sie bat, ihr nutzloses Seufzen einzustellen, ihr zugleich ihre prächtige zukünftige Lage vormalte, ihr alle die Annehmlichkeiten schilderte, die sie zu erwarten habe, ihr den zukünftigen Geliebten beschrieb, der sie mit Freuden und Liebe erwarte; wobei sie mich jedesmal zum Zeugen aufrief, daß sie die Wahrheit sage und ich allemal mit einem kurzen Oui antwortete, bis ich mir aus ihren Reden und aus allem Vorgefallenen das traurige Verhältniß des Mädchens erklären konnte.

Der kleine Mann (anders kann ich ihn hier nicht nennen) hatte hier den Kuppler gemacht zwischen einem sehr achtbaren aber verwaisten Mädchen und einem französischen Grafen, der das Mädchen, das er einigemale gesehen, zu besitzen wünschte.

Cäcilie war hilflose Waise; bei einer entfernten Anverwandten lebte und arbeitete sie treu und fleißig, bis Jene sich durch Bestechung verleiten ließ, des Mädchens Unschuld der Begier eines Wüstlings zu opfern; jedoch mit der Bedingung, daß dieser das Mädchen auf sein Schloß in der Nähe bringen lasse, damit in der Stadt nichts von der unbilligen Verbindung bekannt werde; sie wolle dann vorgeben, daß das Mädchen auf das Land gegangen sei zu einer ihrer Freundinnen, den Frühling zu erwarten und zu genießen. Zwar wollte das Mädchen durchaus nicht; ihr sittliches Gefühl sträubte sich mit aller Macht dagegen; aber dennoch war sie zu schwach, gegen ihre bisherige Wohlthäterin ganz ungehorsam handeln zu können, überdem hilflos und verlassen, hätte sie sich nirgends hin zu wenden gewußt, als zu einer Tante in der Stadt, zu der man sie aber weislich nie kommen ließ und jetzt durch alle mögliche Kunstgriffe sie dahin gebracht hatte, dennoch, wenn gleich mit dem größten Widerwillen, dem Rathe ihrer Verwandten zu folgen, sich dem verschwenderischen Grafen hinzugeben. Damit aber das Abholen und das etwaige Widerstreben des Mädchens nicht auffallend werde, so ward die Nacht zur Abreise bestimmt.

Civares, dessen Stelle ich nun vertrat, war Kammerdiener des Grafen, der, wenn er gerade nicht unpaß gewesen wäre, selbst das Mädchen abgeholt hätte,

die ihn jetzt aber für sein kleines Leiden entschädigen sollte. Civares war in der Stadt gewesen, Vergnügungen nachzugehen, nach deren Genuß ihn der kleine Mann unter den Arkaden treffen wollte, um ihn zum Orte der Abfahrt zu führen, da er durch den englischen Garten, zumal bei Nacht, den Weg nicht kannte, weil er noch nicht lange in der Nähe Münchens war.

Dieses Alles ward mir nach und nach klar und ich beschloß, das Mädchen zu retten, wozu mir der Zufall einen Weg zeigte; da das Mädchen einmal mit einem tiefen Seufzer ausrief: „Ach wäre ich doch bei meiner Tante P . . .!" welche ich gerade etwas kannte; ich wandte mich daher plötzlich an das Mädchen mit den Worten: „Fräulein, Sie sind in einer harten Lage, wie ich aus Allem bemerke; ein glücklicher Zufall hat Ihnen Jemand an die Seite geführt, der Sie daraus retten kann, sobald Sie es wünschen, sobald —"

„Mon Dieu, que c'est donc?" unterbrach mich nun Madame Siller, die nicht Deutsch verstand und auch wußte, daß Civares kein Deutsch verstehe, „n'est ce pas Monsieur Civares?"

„Das ist Gottes Fügung!" rief nun Cäcilie erfreut aus. „Sie sind also nicht der Kammerdiener des Grafen D . .?"

„Ah quel malheur!" jammerte die Siller wieder, die wohl merken mochte, daß jetzt sich Alles ändern würde.

„Nein, mein Fräulein," beantwortete ich Cäciliens Frage, „ich bin nicht des Grafen Diener; doch das ist jetzt Nebensache. Sagen Sie mir nur jetzt Ihren Entschluß. Ich habe die Ehre, die Dame, deren Namen Sie vorhin ausgesprochen, etwas zu kennen; wenn Sie zu ihr hingebracht werden wollen, soll es sogleich geschehen."

„Von Herzen gerne," sprach erfreut das Mädchen, während die Siller immer jammerte, aber nicht verstand, was wir beschlossen hatten. Nun klopfte ich am Kutschenfenster; der Kutscher hielt und ich bedeutete ihm auf französisch, daß er nach der Stadt zurückfahren sollte, indem etwas vergessen worden sei, mitzunehmen. Der Kutscher wollte mir nicht glauben, indem er sagte, daß er von dem gnädigen Herrn den ausdrücklichen Befehl erhalten, nicht nach der Stadt zu fahren; worauf ich ihm antwortete, daß ich alle daraus entspringenden Unannehmlichkeiten auf mich nehmen wolle.

Der Kutscher kehrte nun um, welches aber Madame Siller durchaus nicht leiden wollte und es zu verhindern suchte. Sie wollte dem Kutscher das vorgefallene Mißverständniß erklären; aber ich hielt sie mit Gewalt ab und drohte ihr, daß sie Unannehmlichkeiten zu erwarten habe, wenn sie sich rühre. Ohnmächtig ergab sie sich in ihr Loos und hielt sich stille, während ich mit dem Mädchen über ihre weitern Ver-

hältnisse sprach und ich ihr meine Verwechslung mit dem Kammerdiener erklärte.

In der S.....straße angekommen, ließ ich den Wagen halten und stieg aus. An einem Hause, das mir das Mädchen bezeichnete, klingelte ich; es dauerte lange, bis Jemand kam. Endlich ging die Thüre auf, Madame P.... war selbst herabgekommen, um den seltsamen Besuch in so später Nacht erst zu sehen.

Cäcilie sprang aus dem Wagen und umarmte die Erstaunte, die, da sie nicht wissen konnte, wer da gekommen sei, einen tüchtigen Knecht mit einem Prügel in der einen und einem Lichte in der andern Hand, hinter sich stehen hatte. „Gute Tante!" rief Cäcilie, „verzeihen Sie mir, daß ich Sie in Ihrer Nachtruhe gestört habe, aber ich war genöthigt dazu, und es war noch mein Glück, daß ich es thun konnte."

„Es hat gar nichts zu sagen, liebe Nichte," versetzte die Dame; „aber sage mir nur, wo Du in so später Nacht herkommst?"

Cäcilie trat nun mit der Dame in das Haus und erzählte ihr kurz das Vorgefallene, während ich die Siller nöthigte, alle dem Mädchen angehörigen Effecten herauszugeben, bei welchem Geschäfte sie bald auch noch von Cäcilien und ihrer Tante unterstützt wurde. Nachdem dies beendigt, gab ich ihr die Erlaubniß, fortzufahren, welches sie sich bisher nicht getraut hatte,

da sie sah, daß Alles verrathen und sie sonst unangenehme Folgen zu erwarten hätte. Noch bat ich sie mit spöttischem Tone, den kleinen Mann und den Grafen von mir zu grüßen.

Ohne Antwort und höchst aufgebracht über die mißlungene Expedition fuhr sie davon und ich kehrte zu Cäcilien zurück, welche mir für meine Mühe vielmals dankte und mich bat, über das Geschehene verschwiegen zu sein. Dies versprach ich ihr auch und verließ sie nachher, nachdem mich Madame P.... eingeladen, sie nächster Tage zu besuchen, welches ich gern annahm; denn das Mädchen mit den sanften blauen Augen, blonden Locken, wenig gerötheten Wangen hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, welcher aber doch mehr aus natürlicher Theilnahme, als aus einem Anflug von Liebe entstanden war. —

Mehrere Tage waren, trotz meinem Wunsche, das Mädchen wieder zu sehen, vergangen, ohne daß ich meine Visite bei Madame P.... abgestattet hätte, von der mich eigentlich überhäufte Geschäfte abhielten, als ich folgendes Billet erhielt:

P. P.

Wie ich vernommen habe, haben Sie, durch einen sonderbaren Zufall gelenkt, eine häßliche That vereitelt, die ich, wenn ich mit den näheren Ver-

hältnissen des Mädchens Cäcilie T..... bekannt gewesen wäre, ebenfalls verhindert hätte, wobei Sie mir aber zuvorgekommen sind. Da indessen böswillige Menschen den Vorfall entstellen würden, wenn er ausgesprengt würde, so bitte ich Sie, ihn zu verschweigen und Beifolgendes als eine kleine Erkenntlichkeit dafür anzusehen.

L. v. M.

Mehr stand nicht unter dem Billet, aber von wem es war, konnte ich wohl vermuthen; ein bedeutendes Geschenk lag dabei, welches ich aufhob, und mich wundern mußte, wie man mich ausgekundschaftet, da ich Niemandem etwas von dem Mädchen und seiner Rettung gesagt und nur im Geheimen mich nach dem kleinen Manne erkundigt hatte, diesem, wo möglich, sein elendes Gewerbe zu legen.

Indessen konnte das Geschenk mich nicht bestimmen, das Vorgefallene zu verschweigen, und da Cäcilie nunmehr eine anständige Partie gemacht hat, so nehme ich keinen Anstand, die Geschichte, jedoch mit Aenderung der Namen der Betheiligten, dem Publicum zu übergeben, als ein neuer Beleg, daß Sittsamkeit und Unschuld noch so gefährdet sind, als je.

List und Lohn.

I.

Der Zweck heiligt die Mittel.

Dichter Nebel lag in den Straßen einer großen, aber sehr alterthümlichen Hauptstadt Deutschlands und machte die herrschende Nacht noch undurchdringlicher für das Auge, kaum daß die Laternen hie und da einen schwachen Schein warfen auf die nächsten Gegenstände; dabei war es feucht und kalt und Ursache, daß die Straßen früher still und leer wurden, als gewöhnlich; aber zwei Männer eilten durch eine schmale Gasse nach dem Theaterplatze hin, der Eine, ein junger Mann, trug einen lichtgrauen Mantel, einen lakirten Hut mit Tressen, kurz völlige Kutschertracht, der Andere ebenfalls, doch ließ das Benehmen dieses Mannes errathen, daß der andere eher sein verkleideter Herr, als seines Gleichen sei.

Vor dem Theater angekommen, musterten sie die in einer Reihe stehenden Wagen, die bestimmt waren, das Ende der Oper zu erwarten und ihre Herrschaften sodann nach Hause zu bringen.

„Gnädiger Herr!" flüsterte der Eine, als sie hinter einem Wagen hielten, „wir haben lang umsonst

auf so günstige Zeit gewartet, und sehen Sie, hier steht auch der Wagen des Idley von Serind"; er deutete auf einen Wagen, auf dessen Bocke ein Kutscher saß, so ziemlich in derselben Tracht, wie der Angeredete.

„Siehst Du auch recht, Johann?" — fragte dieser; „der häßliche Nebel macht mich ganz blind." Er trat hinter den Wagen, um von dem Kutscher nicht gesehen zu werden, und überzeugte sich von der Wahrheit der Aussage.

„Ja, er ist es, Johann; nun versuche Deine Ueberredungskunst. Hast Du Geld genug?"

„Ja wohl, gnädiger Herr, bleiben Sie nur hier stehen, bis ich ihn weggeschwatzt habe," so sprach der Bediente, trat dann an die Seite des Wagens und rief mit einem Gesichte, so freundlich er ein's machen konnte: „Heda Christian! Schläfst Du, alter Freund, wie geht Dir's denn immer?"

Christian, der auf dem Bocke Sitzende, rieb sich die Augen, als ob er geschlafen hätte und sah den Fragenden näher an.

„Guter Freund, so bekannt als Du thust, so kenne ich Dich doch nicht!"

„Kennst Du mich denn nicht mehr vom rothen Bocke, wo wir immer beisammen waren? Aber komm nur, steig herab, im grünen Ast wollen wir uns näher verständigen, ich zahle Dir, was Du trinken willst."

„Ja, Freund, so gern ich's thät, ich darf nicht, mein Herr geht immer früher aus der Comödie, und wenn ich dann nicht da wäre, gäb's ein Donnerwetter."

„Macht nichts, da hinten steht mein Camerad, der giebt einstweilen Acht auf Deine Pferde, und wenn Dein Herr fortfahren will, so ruft er Dich gleich; das Wirthshaus ist ja so nur über der Straße. Komm, der Nebel legt sich Einem so auf die Brust."

„Nun meinetwegen, aber er muß Acht geben." Dies sagend, stieg er vom Bocke. Der hinten Wartende trat an die Pferde; „Mathes," sagte Johann, „gieb Acht, und wenn Jemand ruft: „„Christian vor!"" dann lauf geschwind zum grünen Ast und sag's uns, ich will Dir dann auch einen Trunk dafür zahlen."

Johann und Christian gingen in das gegenüberliegende Wirthshaus. Johann sorgte dafür, daß Christian sich recht weit hinter den Ofen setzte, daß er nicht höre, wenn das Theater zu Ende war, und ließ ihm gleich vom stärksten Branntwein geben, damit er bald betrunken würde. Der vermeintliche Mathes aber setzte sich auf den Bock von dem Wagen des Herrn Idley's von Serind und sprach zu sich selbst: „Wenn sich der Nebel nur etwas in das Hirn meines Mannes gesetzt hat, so wird Alles trefflich gehen." Ungeduldig wartete er auf den angegebenen Ruf und sah nach dem Ausgang des Theaters, an dem zwei große Lampen durch den Nebel strahlten.

„Christian vor!“ tönte es plötzlich durch die Stille, in der er nach und nach ganz in Gedanken versunken war. Unwillkührlich bebte er zusammen, dann fuhr er langsam aus der Reihe heraus und an den Ausgang des Theaters, wo ihn ein kleiner Mann erwartete; ein farbiges Band in dessen Knopfloch zeigte, daß er schon Staatsdienste geleistet, auf seinem blassen, eingefallenen Gesichte sah man mehr die Abhärtungen der Enthaltsamkeit, als die Wirkungen starken Lebensgenusses. Seine Haare waren schon grau. Er stieg langsam in den Wagen und lehnte sich phlegmatisch in einen Winkel, nicht bemerkend, daß er heute ganz andere Wege gefahren werde, als sonst. Als ihm aber die Fahrt zu lange werden mochte und es immer rascher und rascher ging, ward er aufmerksam, er klopfte an das vordere Fenster des Wagens; der Kutscher hörte nichts, sondern fuhr nur schneller. „Christian halt! Du schindest mir ja die Pferde; halt!“ schrie er, aber umsonst. Er glaubte, Christian sei verrückt geworden und fahre gradewegs zu, gleichviel wo er hinkomme, denn er konnte in dem Nebel nicht erkennen, in welcher Gegend er sich befinde, als plötzlich, nach einer beinahe viertelstündigen Fahrt, der Wagen um eine Ecke rasselte und durch das Thor eines großen von Stein gebauten Hauses fuhr, wo er endlich in dessen Hofraume hielt.

Idley, von einer Wuth ergriffen, die sich nicht be-

schreiben läßt, sprang heraus; in seinem Halse stockten eine Menge Schimpfwörter, die er alle ausstoßen wollte, so daß er gar keins herausbrachte; aber er sah seinen Kutscher nicht, sondern, als er aus dem Wagen gestiegen, einen Mann vor sich voll stolzer Haltung, aber ganz in ein dunkles Kleid gehüllt, das selbst das Gesicht verbarg.

Idley erschrak, seine Wuth dämpfte sich, er hörte mit einem Anflug von Angst, die er nie gekannt und die jetzt nur seinem Alter zuzuschreiben war, die Pforten des Hauses hinter sich verriegeln.

„Idley von Serind," sprach der Vermummte nach einer Pause, die aber immer noch zu kurz war, als daß sich der Angeredete von seinen Gemüthsbewegungen erholen konnte; „der Entschluß einer Macht, die Ihr noch nicht kennt, hat es über Euch verhängt, daß Ihr heute in eine gerechte, aber für Euch unangenehme Lage kommt. Ein widerspenstiges Entgegentreten wäre hier unnütz; darum laßt Euch die Augen verbinden und an einen Ort führen, wo man Euch erwartet."

Idley trat einen Schritt zurück und sprach: „Verzeihen Sie, wer Sie auch sein mögen, Sie haben einen freien Mann auf eine Weise an einen ihm unbekannten Ort gebracht, die er nur von Menschen erwarten kann, die nichts Gutes im Sinne haben; ohne Ihr Ehrenwort, daß mein Stand, meine Ehre

und mein Leben nicht gefährdet wird, folge ich nicht."

„Es wird Euch nichts geschehen, das Ihr später nicht billigen werdet, mehr darf ich nicht sagen," antwortete der Befragte und verband Idley die Augen, der sich nun ruhig hielt.

„Erst gehorcht, dann urtheilt" setzte er noch hinzu, indem er Idley beim Arme nahm und ihn einige hallende Gänge durchführte, dann ihm befahl, hinabzusteigen. Vorsichtig stieg dieser hinab; als eine Treppe zu Ende war, ließ der Führer ihn einige Augenblicke stehen, dann ergriff er ihn wieder am Arme und führte ihn durch eine Thüre, nahm ihm die Binde ab, und blieb ruhig neben ihm.

Idley staunte, als er sich umsah, wo er sich befinde, woran ihn zwar ein starker betäubender Rauch etwas hinderte, der aus zwei, in der Mitte eines kleinen Saales stehenden, Gefäßen emporstieg. Zwischen den zwei Rauchgefäßen stand ein schwarz bedeckter Tisch, auf welchem sich ein Todtenkopf, ein goldbeschlagenes Buch, der Stab eines Richters und ein großes, messingenes Cruzifix befand. Etwas seitwärts standen zwei große Armleuchter, von welchen jeder sieben Lichter trug, die durch den Rauch nur ein unheimliches Licht verbreiteten, und die schwarzen Gestalten, die in einer Reihe rechts und links des düstern Saales, aber wie unbeweglich saßen, kaum erkennen ließ.

Todtenstille herrschte, kein Mensch rührte sich. Idley, der die Stille nicht zu unterbrechen wagte, erschöpfte sich in Gedanken, warum man ihn hierhergebracht und was er hier zu thun habe. Wie ein Schauer überlief es ihn, als er dachte, daß dieses vielleicht das heimliche Gericht sei, von dem er erst vor einigen Tagen gehört, daß es noch bestehe, er aber darüber gelacht hatte, als über etwas, das in unsern gebildeten Zeiten zu lächerlich und abgeschmackt sei, als man an ein Vorhandensein desselben glauben könne. —

„Idley von Serind!" tönte es jetzt laut. Idley sah auf, er hatte die Augen einen Augenblick geschlossen gehabt, gleichsam sie ausruhen zu lassen von dem ergreifenden Anblick. Er erblickte nun hinter dem Tische eine schwarze Gestalt von übernatürlicher Größe, ein langer weißer Bart quoll aus der Capuze, die den Kopf verhüllte.

„Wißt Ihr, warum Ihr hier seid?" fragte dieser nun Idley.

„„Nein!""

„Spricht Euer Gewissen Euch von jedem Fehler frei, den Menschen rügen könnten?"

„„Ja!""

„Das ist die gewöhnliche Sprache der Schuldigen, die vor uns nichts gilt," fuhr Jener fort. „Was Ihr scheu in der Brust verschließt, es keinem Men-

schen eröffnet, wir erfahren es und sind befugt, Fehler zu bestrafen, die Schuldigen auf einen besseren Weg zu bringen und wo möglich Ursache zu sein, daß begangene Fehler wieder gut gemacht werden.“ Er schwieg, gleichsam Antwort erwartend, und da keine erfolgte, fuhr er fort: „Ihr schweigt? Das ist das erste Bekenntniß einer schuldigen Seele. Aber Ihr sollt einen Anblick bekommen, der die schwache Zunge löset; kommt hierher.“ Idley trat bis vor den Tisch, während der Vermummte eine Schnur ergriff, daran zog und etwas bei Seite trat. Ein Vorhang, der einen Schritt hinter dem Tische von der Decke herab hing, öffnete sich in der Mitte und Idley blickte mit klopfendem Herzen in das Innere. Bisher hatte er manchmal noch Gedanken gehegt, daß man ihm, um ihn zur Erfüllung unbilliger Forderungen zu zwingen, hier ein geheimes Gericht vorstelle; aber jetzt verschwanden sie ganz, da er sich überzeugt glaubte, daß eine mächtige Hand hier walte. Er sah nämlich in der Mitte des durch den Vorhang geöffneten kleinen Gemaches einen Sarg stehen, der oben mit einer Glasdecke versehen war; an beiden Seiten desselben standen rothe, hellbrennende Wachskerzen und an der obern ein prächtiges Kreuz, neben welchem Engel knieten.

„Kennt Ihr diese Todte?“ frug der Redner den stumm hinstarrenden Idley, der alle Fassung verloren zu haben schien. Ein ängstliches „Ja“ entflog seinen

Lippen, als er in dem Sarge eine weibliche Leiche sah, die in ganz weißem Gewande da lag; nur von der rechten Schulter über den Busen unter den linken Arm hin, zog sich eine handbreite blutrothe Binde; das Gesicht war lilienweiß, die Lippen bläulich, aber wie vom Athem geöffnet; in den dunkeln Haaren ein grüner Kranz.

„Kennt Ihr diese Todte?“ wurde abermals gefragt. „Sagt mir Näheres.“

„Es ist die Gattin des mit mir weitläufig verwandten Antal Delars, der sie im Aufbrausen der Leidenschaft erstach und dann entfloh.“

„Sie ist es, Idley, und Ihr waret Schuld daran.“ „Ich?“ frug Idley und trat einen Schritt zurück. „Ja, Ihr! Ihr habt den Verräther gemacht und dem Gatten dieser Dame eine Lüge von einem Verhältnisse, das sie mit einem ehrbaren Manne gepflogen, beigebracht.“ „Ich sagte nicht mehr, als ich selbst erfuhr,“ antwortete Idley. „Uebrigens, wenn Antal Delars nicht sein ganzes Vermögen verspielt, nicht ganz von dem Unglück betäubt gewesen wäre, so hätte er sie nicht ermordet. — Ich fühle mich schuldlos.“

„Aber Ihr seid es nicht,“ unterbrach ihn der Vermummte, „und wenn Ihr es seid, warum verstießet Ihr das Mädchen, die Tochter Delars, so ganz? Seid Ihr nicht der Mann, der sich Ihrer annehmen könnte, wenn Ihr nicht ihre Nähe, die Euch an eine schwarze

That erinnern würde, zu vermeiden suchtet?“ — Idley schwieg. — „Aber das thätig wirkende Gericht hat beschlossen, daß Ihr als theilweiser Urheber dieser Unthat auch etwas thun müßt, das als Buße Euch angerechnet wird.“ Während dem trat der Sprecher an den Tisch, öffnete das große Buch und nahm zwei große beschriebene Bogen Papier heraus. „Hier leset, Idley, und unterschreibt, es ist unwiderruflicher Beschluß, den keine Macht umstößt.“ Idley ergriff das Papier, durchlas es und fand, daß er sich verpflichten müsse, das Mädchen, die verlassene Waise, als seine Tochter anzunehmen, ihr alles Nöthige zukommen zu lassen, streng über ihre Handlungen zu wachen und ihr sein ganzes Vermögen zu vermachen. —

Idley war das eine schwere Forderung, da er, obgleich er keine Kinder hatte, sehr geizig war und nur trachtete, sein bedeutendes Vermögen zu vergrößern. Als er das Papier gelesen, legte er es nieder.

„Unterschreibt!“ befahl nun der Vermummte, der ihn bisher aufmerksam betrachtet hatte. Idley, mit einem Anflug von Edelmuth, mit dem Gefühle, eine gute That zu thun, die im Grunde nur gerecht sei, unterschrieb. Er glaubte damit Alles abgemacht zu haben, aber er mußte noch eine Abschrift von der Forderung unterschreiben, die das Gericht behielt.

„Nun noch eins,“ sprach der Vermummte. „Schwöret hier bei den heiligen Zeichen der Religion,

daß Ihr nie und nirgends etwas von dem verrathen wollt, was Euch heute Nacht begegnet ist; daß Ihr dasjenige, was Ihr unterschrieben habt, halten wollt, so wahr Gott lebt und waltet über dieser Erde. Denn wißt, ein Fehltritt, eine Abweichung von dem Gesetze, eine verrathene Sylbe, die uns durch unsere aufmerksamen Wächter bekannt wird, und Ihr seid des Todes, ehe vierundzwanzig Stunden verfließen.“ Auf einen Wink erhob sich nun Einer aus der Versammlung und sagte Idley einen schweren Eid vor, den derselbe, indem er zwei Finger der rechten Hand erhob, nachsprach. „Es ist eine gute That, die Ihr hier vor vielen Zeugen zu vollenden beschworen habt. Nun geht mit Gott und haltet Eure Worte.“ Mit diesen Worten übergab der scheinbar Oberste der Versammlung dem alten Idley noch einen Brief, welcher verschiedenes Nähere über das Mädchen enthielt. Als er den Brief überreicht hatte, stampfte er heftig auf den Boden; es klang, als trete er auf eine Platte von Metall; worauf der, welcher Idley den Eid vorgesagt hatte, diesem die Augen verband und ihn wieder durch lange Gänge eine Treppe hinaufführte.

Endlich athmete der Geführte wieder frische Luft, welches ihn wahrhaft stärkte und den Taumel, in dem er sich bisher einigermaßen befand, verscheuchte. Aber die Binde durfte er nicht abnehmen, bis er eine bedeutende Strecke gefahren worden und ein Vermumm-

ter, der bisher neben ihm gesessen, aus dem Wagen gestiegen war.

Während dieses Alles vorging, hatte Christian, der Diener Idley's, einen erschütternden Schreck ausgestanden; denn als er das Wirthshaus ziemlich benebelt verließ, war der Theaterplatz schon ganz still und leer geworden, alle Wagen waren verschwunden. Er kehrte zurück, seinen neuen, wenig gekannten Freund zu fragen, wo wohl sein Camerad hingefahren sein möge; aber als er in das Wirthshaus zurückkam, war derselbe schon weggeeilt. Nun lief Christian nach Hause, sein Herr war noch nicht da. Dieses erschreckte ihn, daß er ganz nüchtern wurde. Er wußte nun nichts zu thun, als diese Nacht abzuwarten und morgen das Verschwinden seines Herrn auf der Polizei anzuzeigen, damit diese geeignete Maßregeln ergreife, den Vermißten aufzufinden. Betrübt blieb er in seiner Kammer, schlafen konnte er nicht, denn er schrieb seinem Leichtsinn alles Unglück, das geschehen sein mochte, allein zu und fürchtete dessen Folgen. Aber horch! ein Wagen rollte heran, er hielt. — Freudig eilte Christian vor das Thor und sah den Wagen seines Herrn, aber der, der ihn hierhergefahren, war nicht mehr da, weil dieser sich wohl gleich davon gemacht hatte. Christian öffnete den Wagen und hob seinen ganz ermatteten Herrn

heraus, den der nächtliche Auftritt doch sehr angegriffen hatte; er hatte ziemliche Angst vor derben Verweisen, die er sonst bei kleinen Vergehen schon gewohnt war. Allein diesmal erhielt er keinen, sondern nur die Bemerkung, daß eine unbedeutende Verwechselung mit ihm und einem andern Manne vorgefallen sei. Der Diener legte sich beruhigt nieder, nicht ahnend, daß ihn der nächste Tag seines Dienstes beraube. Nicht so, Idley. Die sonderbaren Bilder des Gesehenen umgaukelten ihn in wilden Phantasien, der Schwur, den er geleistet hatte, machte ihn ängstlich nachdenken, wie er ihn gewissenhaft erfülle, und ob er gleich manchmal dachte, daß vielleicht nur ein listiges Unternehmen ihn dazu gebracht habe, so fürchtete er doch die übeln Folgen eines Verrathes oder irgend einer Verletzung des Beschwornen; zudem fühlte er, daß man nichts Unbilliges von ihm verlangt habe, das er nicht mit einem Gefühl von Edelmuth erfüllen könne. So in Gedanken verließ ihn aller Schlummer troz seiner Ermattung, und erst, als die Morgendämmerung anbrach, schloß ein stärkender Schlaf seine Augen.

II.

Träum' ich, ist mein Auge trüber,
Nebelt's mir um's Angesicht?
Meine Minna geht vorüber,
Meine Minna kennt mich nicht.

Schiller.

In der St. Johanniskirche war Frühmesse. Die Sonnenstrahlen fielen durch die hohen unbemalten Fenster in weißen Streifen herab und gossen auf die Betenden ein verklärendes Licht. Eine heilige Stille herrschte, nur von der Stimme des Geistlichen unterbrochen, der am prachtvollen Altare die Messe las. Alles war Andacht; von jeder Lippe schwebte ein Gebet zu Gott dem Allmächtigen empor; nur Edwin Alfar, Sohn eines Kaufmanns, der die Rechte studirte, stand seitwärts an einer Säule und schien nicht ganz die Andacht der Menge zu theilen; seine blauen, schwärmerischen Augen durchflogen manchmal die Reihen von Betenden, denen er gegenüber stand; er schien Jemand zu suchen, aber nicht so glücklich zu sein, das Gesuchte zu finden.

Er war bereits eine Zeit lang fast täglich in der Kirche, von einer glühenden Leidenschaft getrieben, die ein Mädchen in ihm aufgeregt hatte, das er hier zum

Erstenmale gesehen, und ob er es gleich seiner männlichen Würde zuwider fand, die Geliebte an diesem Orte aufzusuchen, so vermochte er doch nicht seiner glühenden Sehnsucht nach einem Wesen zu widerstehen, das alle seine idealen Hoffnungen zu erfüllen schien. Eine Zeit lang hatte er sie in die Kirche kommen sehen, ganz einfach, beinahe ärmlich gekleidet; aber in ihrem etwas bleichen Gesichte lag eine so sanfte, anziehende Wehmuth, ihre Gestalt und Benehmen war so edel und anständig, daß es ihn unwiderstehlich zu ihr hinzog, um so mehr, als er bemerkte, daß er ihr auch nicht gleichgültig war, da sie manchmal die großen klaren Augen vom Gebetbuch aufschlug und sie einen Moment lang auf ihn ruhen ließ, worauf er nicht selten eine Thräne niederglänzen sah, die zwar von ihr möglichst verborgen, doch dem aufmerksamen Edwin nicht entging. Er hatte sich bald immer mehr von ihrer Neigung zu ihm überzeugt und überwand seine heilige Ehrfurcht, die immer eine wahre Liebe fühlt vor der Geliebten, und sprach sie, als diese die Kirche verließ, an, welches ihn fast gereuet hätte, da bei seinem Annähern ihr bleiches Gesicht eine schöne Röthe überzog und sie in die größte Verlegenheit gekommen war, die sich in ihren ängstlichen Antworten auf Edwins bescheidene Worte verrieth; doch da er sich dieses nur zu seinen Gunsten auslegen konnte, so wagte er es die nächsten Tage wieder, das Mädchen anzusprechen, wo-

bei sie immer mehr ihre Fassung wieder gewann und ihre natürlichen Eigenschaften in dem schönsten Lichte zeigte. Was ihm ihr Aussehen, ihre vielsagenden Augen verriethen, bestätigte sich mehr, als er erwartet hatte; eine edle, offene Seele voll inniger Liebe fand er in ihr, und wenn gleich sie seine Fragen, die ihre Familienverhältnisse betrafen, nur äußerst zurückhaltend beantwortete, so verband sie doch die Liebe immer fester. Welch ein seliger Augenblick war es nicht für Beide, als er ihr seine Liebe gestand, als er sie bat, ihm treu zu bleiben in allen Verhältnissen, als er zu ihr sprach, daß er kein größeres Glück kenne, als mit ihr verbunden zu sein immer und ewig.

„Immer und ewig!“ wiederholte damals das Mädchen, als er die süßen Worte ausgesprochen hatte, eine Thräne in dem sanften Auge; sie schmiegte sich an ihn, ihr glühendes Gefühl unterdrückend, denn sie wäre ihm lieber mit stürmischer Wonne um den Hals gefallen, laut weinend vor Entzücken, als daß sie sich mühsam zurückhielt. — Schade, daß dieser schöne Augenblick gestört wurde; sie hörten kommen und mußten sich trennen.

„Morgen sehen wir uns wieder,“ rief noch das Mädchen zurückblickend und hüpfte seelenvergnügt in das Haus, während Edwin um die Straßenecke verschwand, da ihn die Geliebte unterrichtet hatte, daß ihre Base, bei der sie lebte und sich von ihrer Hände

Arbeit nährte, von irgend Jemand, den sie nicht kenne, die Weisung habe, genau auf sie zu achten, daß sie mit keinem Manne in Berührung komme; aber nicht ahne, daß dieses in den Frühstunden bereits geschehen sei.

Der von Edwin mit Sehnsucht erwartete nächste Tag erschien; freudig eilte er damals an die bestimmte Stelle, wo er gewohnt war, die Geliebte zu treffen; aber sie kam nicht. Er tröstete sich, daß vielleicht ein Hinderniß sie abgehalten, und wartete mit Ungeduld auf den nächsten Morgen; aber an diesem, wie an den folgenden, kam sie nicht mehr. Das konnte er nicht begreifen; nur ein Unglück, das ihr begegnet sein mochte, wußte er sich als Grund dafür anzugeben; aber seine Liebe ließ ihn nicht ruhen, bis er darüber Gewißheit habe. Voll banger Sorge um die Angebetete, ging er eines Tages zu der alten Base, um sich nach ihr zu erkundigen; er schützte vor, einen Brief an sie abzugeben zu haben; aber er ward kurz abgewiesen mit dem Bescheid, daß sie nicht mehr da sei und man ihm sonst keinen Aufschluß geben könne. Seitdem er dies erfahren, bemächtigte sich ein bitteres Gefühl seiner Seele, eine melancholische Wehmuth raubte ihm fast alle Lebensfreude; er irrte in den belebtesten Straßen, wie in den abgelegensten umher, ob nicht ein Zufall sie ihm entgegenführe, die ihm so werth geworden war. Umsonst. Umsonst auch ging er in die Kirche, indem

er glaubte, daß sie doch einmal wiederkommen werde; seine Hoffnung wurde aber nicht erfüllt, und so stand er auch heute mehr in Erinnerung an die schönen Augenblicke, die ihm hier geworden, als in dem Glauben, die Geliebte zu sehen, neben einer Säule; nur manchmal durchflogen seine Augen die Reihen von Betenden.

„Edwin," flüsterte jetzt eine Stimme hinter dem in Gedanken Versunkenen, „wie stehst Du da?" Edwin blickte um und sah einen jungen Mann vor sich, Robert Imens von Solbrig, der mit ihm studirte, sonst aber zu stolz war, als daß er nähere Freundschaft mit ihm gehalten hätte, welches er jetzt aber vergessen zu haben schien und ihn fragte, ob er denn ein Eulenspiegel sei, daß er dem Heiligsten beinahe den Rükken kehre, als Unwürdiger. „Du bist ja" fuhr er fort, „so blaß und tiefsinnig, als wenn Du Verse machtest."

„Robert, sei doch ruhig," verwies er dem Freunde.

„Ich bin ruhiger als Du vielleicht im Herzen; doch komm nur, ich führe Dich wohin, wo Dein Trübsinn vergeht. Willst Du mitgehen? Du thust mir einen Gefallen."

Edwin folgte mechanisch der Einladung und ging zur Kirche hinaus, sich einigermaßen wundernd über das zutrauliche Wesen seines sonst stolzen Freundes. Als Beide vor die Kirche traten, stand ein schöner Wagen da. Robert drängte Edwin, daß sie daran vorbei kommen möchten, aber dieser blieb wie gefesselt

stehen, denn aus dem Wagen stieg eine schlanke Dame, in braune glänzende Seide gekleidet, das Lockenköpfchen von einem rosaseidenen Hute bedeckt, worauf ein weißer Schleier zurückgeschlagen war. Er glaubte die Geliebte zu erkennen und doch traute er seinen Augen nicht. „Es ist nur Täuschung," sprach er zu sich selbst, „oder es muß ein sonderbarer Wechsel hier vorgegangen sein." Er konnte sich in dem Augenblicke nicht fassen, in Zweifel schwankend, da fiel das Auge der Dame auf ihn, ein Anflug von Lächeln verklärte ihr schönes Gesicht; er glaubte sich nicht mehr zu täuschen, die Geliebte zu sehen. Aber ein alter Mann, der mit ihr aus dem Wagen gestiegen war, hinderte ihn, daß er die so lang Gesuchte ansprach, auch schien es ihm, daß sie vor dem Alten nicht wissen lassen wolle oder dürfe, daß sie ihn kenne, denn sie ging ruhig an ihm vorüber, blieb aber an der Kirchenthüre stehen, um dem Alten den Vortritt zu lassen und bei dieser Gelegenheit vielleicht ihm einen Wink geben zu können; aber ihr Begleiter ließ es nicht zu und so trat sie in die Kirche, wahrscheinlich hoffend, daß Edwin in ihrer Nähe bleiben und sie dann noch Gelegenheit finden werde, ihm einige Zeichen zu geben.

„Der Kunstgriff hat doch gewirkt," lachte Robert in sich hinein, sich vergessend.

„Was sagst Du?" fragte Edwin, wie aus einem Traume erwachend. „Was für ein Kunstgriff?"

„Ach nichts, in Gedanken hab' ich nur so gesagt; aber komm, komm zum Schloßstein, wir stürzen ein Paar Bouteillen Burgunder."

„Nein, nein, um alle Welt nicht!" rief Edwin; „ich muß sie wiedersehen, ich muß wissen, was hier vorgegangen ist. Lass' mich, Freund, nur jetzt; Himmel und Hölle kämpfen in meiner Brust, eins muß siegen."

„Lass' den Himmel siegen und geh mit mir zum Weine; komm, ich bitte Dich, die Kirche ist kein Ort zu Rendez-vous. Sei kein verliebter Thor und handle besonnen, in Deiner Bewegung könntest Du Dir Alles verderben."

Aber alles Sprechen half nichts. Edwin verließ den Freund und ging wieder in die Kirche; aber Robert schritt, ungeduldig wartend, auf und ab; es schien ihm nicht recht zu sein, daß ihn Jener verlassen, dann ging er ebenfalls wieder in die Kirche und kam bald darauf mit Edwin zurück. „Ich weiß nicht, was Du vorhast," sagte dieser unwillig zu ihm, „Du bist so muthwillig, daß ich mich schämen muß, Dein Freund zu sein."

„Schäme Dich vielmehr," antwortete Robert, „ein solcher Thor zu sein, daß Du eine adeliche Dame verfolgst, die Du kaum ansehen, viel weniger ansprechen darfst, zumal wo ein alter Wächter dabei ist; aber wo die Liebe blind ist, ist der Verstand auch nicht helle."

„Lass' mich zufrieden, Robert, und vergieb mir,

wenn ich, Deiner angenommenen Einladung zuwider, Dich verlassen muß; es fällt mir bei, daß ich einen Besuch abzustatten habe. Nun, was lachst Du?"

„Gewiß in der Kirche! Haha, mich führst Du nicht an. Du kommst nicht mehr hinein, darum ergieb Dich in Dein Schicksal und sei zufrieden, wenn ich Dir verspreche, den Beweis zu liefern, daß eine Liebe, wie Du sie fühlst, höchst zwecklos, mithin thöricht ist. Doch vorher will ich darüber nicht urtheilen, wie es der Welt Brauch ist; darum erzähle mir das sonderbare Verhältniß, als Freund will ich dann entscheiden."

Edwin, einestheils die Wahrheit dieser Worte einsehend, ergab sich darein, und wie alle Liebende gerne thun, erzählte er dem Freunde ohne Rückhalt, wie er das Mädchen kennen gelernt, wie ihre Liebe gereift und sich das Verhältniß zu ihr gestaltet, und wie er sie jetzt ganz umgeändert wiedergesehen habe; er verbarg ihm nicht, daß ein mordender Gedanke immer wie ein Gespenst in seinem Innern aufsteige, den er aber immer unterdrücke, da er zeitlebens unglücklich sei, wenn er nur im Entferntesten dessen Wahrheit glauben könnte.

„Nun und da kannst Du Dich so unglücklich fühlen?" rief Robert aus, als Jener geendigt, „da kannst Du traurig werden, wenn Du noch bei guter Zeit siehst, daß die Geliebte Deines Herzens die Liebe nicht werth war, mit der Du Dich ihr hingabst, wenn Du

siehst, daß sie vielleicht ein gutes Leben ihrer Ehre vorzog? O schäme Dich, daß Du ein Zutrauen in ein weibliches Wesen setztest. Freund, vergiß sie, lass' Deine Liebe, dann hast Du Dich nur selbst wieder gewonnen, und zudem, was willst Du dieses Mädchen achten, bei der Du sahst, daß sie erst in Armuth lebte, sich von ihrer Hände Arbeit nähren mußte, und nun in Glanz und Pracht daherkommt, mit einem alten Sünder, dem man ansieht —"

„O schweige, Robert," unterbrach Edwin sanft und eine Thräne glänzte in seinem Auge; „der Gedanke wäre Sünde, ich kann ihm nicht Raum geben. Das herrlichste Wesen, das ich kenne, die unschuldvollste Seele, sie stürzt nicht so schnell in den häßlichen Abgrund der Sünde."

„Mein Edwin, Du schwärmst nur, Du siehst in dem Mädchen ein hohes, heiliges Ideal, in dem ich nur das Vergnügen liebende Weib erblicke. Nun genug davon, Dir ist schwer die Wahrheit beizubringen, da hilft kein Gott und keine Philosophie; aber sieh, mit diesem Gespräche sind wir auf den Schloßstein gekommen. Komm, wir setzen uns hierher ins Freie, der Garten liegt sehr angenehm; sieh da, die halbe Stadt können wir hier übersehen und die Sonne scheint so hell und freundlich auf die erwachende Natur. Es ist doch etwas Schönes um den anfangenden Frühling, da ist mir so leicht, wie einem Schriftsteller, der keine

Schulden hat. — Heda, Kellner! 'n Paar Bouteillen Burgunder. — Nun sei heiter, Freund, jetzt wollen wir nichts mehr von Liebe sprechen, das Thema ist in Millionen Variationen immer wieder neu, aber oft erbärmlich ruinirt. Lassen wir's nun:

Traue keinem Mädchen, Freund!
Hab' den Wein nur lieb,
Diesem sieht man's außen an,
Ist er schlecht und trüb.

Kellner, hierher! — Der Wein hat Farbe und Kraft. Komm, Edwin, stoß an.

Hoch, dreimal höher als Apoll,
Soll Vater Bacchus leben,
Drei Berge dicht mit Lorbeern voll
Gilt einer mir voll Reben.

Bürger hatte da einen köstlichen Einfall. Nicht wahr? Als er das dichtete, hatte er gewiß nichts zu trinken. Aber tausend Element! wenn ich nur einem Bettler Deine Miene verkaufen könnte, er würde viel Mitleid damit erwecken. Sei doch kein Knabe, und färbe mit Burgunderblut Deine Wangen auf," rief Robert laut und begann zu singen:

Hör' zu, ich will Dir Weisheit singen,
Die Kunst, Dich selber zu bezwingen;
Ich lehre, lehre sie allein;
Geht ja nicht zu den Professoren,
Da seid Ihr sicher nur verloren,
Trink Wein! Trink Wein! Trink Wein!
Dann wirst Du baldig weise sein.

„Ach Herr Jemine! lieber alter Herr, wie geht's denn Euch?“ — Mit diesen Worten wandte sich Robert nun zu einem alten Manne, der allein an einem Tische saß, dem seine kupferrothe Nase, auf der eine grünbeglaste Brille saß, benebst seinem Glatzkopfe, den er freiwillig den Sonnenstrahlen Preis gab, die durch den ergrünenden Baum fielen, ein karikaturartiges Aussehen gaben. „Sie genießen auch die Natur und haben den Vortheil, jetzt schon Alles grün zu sehen, worauf wir noch warten müssen; aber es scheint, Sie haben auch keine rechte Freude dabei und könnten füglich meinem denkenden Freunde Gesellschaft leisten, das gäbe ein ergötzliches Tête-à-Tête. Ha ha ha!“

„O Sie sind immer noch so munter, wie vor Jahren,“ sagte der Alte, „das freut mich doch, Herr von Solbrig, wenn Sie's gleich jetzt auf meine Rechnung sind.“

„Wie, alter Herr, kennen Sie mich?“

„Kannten Sie mich denn nicht?“

„Nein, habe bis dato nicht die Ehre, lieber Herr.“

„O da sieht man, wie leicht die jungen Leute Die vergessen, die ihnen schon das Leben gerettet haben. Sie kennen also nicht mehr den alten Doctor Eibelring?“

„Nun, wahrhaftig, das ist eine alte und eine neue Bekanntschaft zugleich, aber mir eine erfreuliche; ich hätte Sie nicht mehr gekannt. — Kellner, eine Flasche

Champagner. — Nun, da Sie mir das Leben gerettet, so thun Sie mir den Gefallen und retten Sie meinen Freund von seinem Trübsinn."

„Nun, er hat ja die Arznei vor sich," meinte der Doctor, „wenn die nicht hilft, muß ihm etwas Bedeutendes im Herzen liegen, oder er ist verliebt."

Robert lachte über die Bemerkung. „Sie haben es getroffen, Doctor."

„Nun, dann heilt die Zeit am besten," antwortete der Doctor. „Der Sturm muß austoben; glücklich, wer ihn überstanden. Wie ich noch jung war, liebte ich auch einmal; erst war ich entzückt, dann weinte ich, dann wurde auf alles Mögliche raisonnirt, dann ward ich stiller und endlich mußte ich über das Ganze lachen." Der Doctor verlor sich nun in weitläufige Betrachtungen über diesen Gegenstand der Unterhaltung, während Edwin, der eigentlich der Gegenstand derselben war, gar nicht daran Theil nahm, sondern in Gedanken versunken, von dem Hügel, auf welchem sie sich befanden und auf dessen Spitze ein prächtiges Hotel stand, in die weite Welt hinausschaute, ohne daß ihn die erwachende Natur erfreute, ohne daß etwas seine Aufmerksamkeit angeregt hätte. Die Verwandlung der Geliebten wollte er sich immer auf eine ihm erfreuliche Weise erkären; aber er kam nicht in's Reine, nur immer mehr häuften sich quälende Zweifel in ihm, von denen zu befürchten war,

daß sie seine ganze Lebensruhe untergraben würden. Er liebte zu tief, zu innig, obgleich er Jurist war, als daß er glaubte, jemals das Mädchen vergessen zu können, die er wie eine Gottheit verehrte.

„Edwin, Edwin, warum trinkst Du denn nicht?“ rief jetzt Robert, daß der Gerufene ganz zusammenfuhr. „Wie wirst Du heute die Vorlesung von Doctor Gylar aushalten können, wenn Du Dich nicht dazu stärkst, oder hoffst Du sie ganz zu überhören in Deinen Gedanken?“

„Ich glaube fast,“ antwortete Edwin kurz.

„Nun aber komm, wir gehen nach Hause, der Doctor ist schon weggegangen.“ Die Freunde brachen auf und Robert sang noch laut zum Abschied:

Lebe wohl, du schönes Haus,
Traurig kam ich h'rein,
Munter geh ich wieder n'aus,
Freundchen, so muß's sein.

Edwin war einestheils froh, als er sich, zu Hause angekommen, seinen Gedanken überlassen konnte, die immer philosophischer wurden, wie das gewöhnlich ist, wenn es sich um Entsagungen handelt. Er nahm sich aber vor, sich alle Mühe zu geben, über das Verhältniß der Geliebten Gewißheit zu erhalten, obgleich er nicht wußte, auf welche Weise es ihm möglich werden könnte.

Robert Imens aber eilte fröhlich nach dem Gar-

tenhause seines Vaters, den er dort selbst antraf und ihm aus eigenen Gründen Alles genau mittheilte, was er heute erfahren. Roberts Vater, ein Mann in seinen besten Jahren, schön und stark — seine dunkeln Haare und Augen, wie die Form des Gesichts, verriethen, daß er italienischer Abkunft sei — hörte aufmerksam seinen Sohn bis zu Ende an, dann führte er ihn in sein Zimmer, mit der Eröffnung, daß er heute wieder bei Idley von Serind eingeladen sei und hoffe, daß ein gutes Resultat seine Bemühungen krönen werde, mit denen er Idleys Freundschaft gesucht. Ein Gespräch, das mehr eine Berathung als Unterhaltung war, knüpfte sich daran, da Alan Imens weitgreifende Pläne spann, die aber streng geheim gehalten werden mußten.

III.

Wo weilt die Seele, wie meine gestimmt?
Der Stern des dunkelnden Abends vernimmt
Nicht meinen Wunsch; was dem Herzen gebricht,
Gewährt er mir nicht. —

Salis.

Allein im stillen Zimmer, das Pracht und Reichthum füllte, saß Tilida, das von Idley als Tochter nun adoptirte Mädchen, auf dem sammtenen Sopha an ihrer Harfe; sie phantasirte mit ihren zarten Fingern in den Saiten; weiche, wehmüthige Klänge erzitterten in dem düstern Gemach; ihr bleiches, schönes Gesicht mit einem schwachen Anflug von Röthe auf den zarten Wangen ruhte fast auf dem goldverzierten Ende ihrer Harfe, auf das ihre dunkeln Locken fielen und ihr ein malerisches Aussehen gaben. In süße Träumereien der Liebe versunken, vergaß sie Alles um sich und weilte bei dem Bilde des Geliebten, das ihr immer klar und deutlich vor der Seele stand. Es that ihr sehr leid, daß sie ihn heute gesehen und ihm doch keinen Wink geben, kein Wort zuflüstern konnte und auch keine Hoffnung hatte, ihn wieder zu treffen; fast wäre ihr ihre vorige Lage lieber gewesen, als die jetzige glänzende, blos um seinetwillen, denn sie wußte keine Mittel und Wege, ihn von sich zu be=

nachrichtigen, oder das begonnene Verhältniß mit ihm fortzusetzen. Als sie so ihren Träumen nachhing, trat Idley in das Zimmer mit Alan Imens, Herrn von Solbrig und verstörten ihre liebsten Gedanken; sie erhob sich und erwiederte die Grüße Alan Imens, der sich außerordentlich viel Mühe gab, vor ihr gefällig und angenehm zu erscheinen, aber durch seine übertriebenen Schmeicheleien, in denen er sich erschöpfte, in ihren Augen nur kleiner ward. Er sprach auch jetzt zu Idley: „Wirklich, Freund, wenn es noch Engel giebt auf der Erde, Ihre Tilida würde ich am ersten darunter rechnen, denn dieser Zauber in den Zügen, die Melancholie in dem Auge, sie zieht unwiderstehlich an; einen Dichter könnte ihr Anblick zu seinem besten Liede begeistern."

„Nein, ich liebe diese Traurigkeit nicht an ihr," versetzte Idley; „ich wollte sie beglücken, ich habe mein eigenes Interesse hintangesetzt, um sie für immer einer unangenehmen Lage zu entziehen, die für ein Mädchen ihrer Geburt unpassend ist, und nun scheint es, als wünsche sie sich zurück. Das zärtliche Geklimper auf der Harfe, das ich oft höre, es gefällt mir nicht, denn sie hat nicht mehr Ursache, so betrübt zu sein. Zwar hat sie mir gestanden, daß ein junger Mann, den sie in ihrer frühern traurigen Lage kennen gelernt, ihr Interesse eingeflößt habe, aber ich kann doch unmöglich dulden, daß sie mit ihm ein näheres Verhältniß

anknüpfe, da er ihrem jetzigen Stande, den sie fortan behaupten muß, nicht angemessen ist. Ich kenne den Mann nicht, ich will ihn nicht kennen und wünsche sehr, daß Tilida einsehe, daß ich nur ihr Bestes will und sie Den vergesse, der nicht ihres Standes ist."

„Ja, wenn das ist, schönes Fräulein," sprach Imens zu Tilida, die mit niedergeschlagenen Augen dasaß und sich weit weg wünschte, „so werden Sie selbst einsehen, daß Sie Ihre jugendliche Liebe überwinden müssen, zumal, da Ihre Schönheit Männer bezaubern kann, die Ihrem Stande angemessen sind und gewiß in jeder Hinsicht Denjenigen ersetzen, der jetzt Ihre Achtung nicht verdient."

Tilida antwortete nicht, sondern tröstete sich mit dem alten Sprichworte: es ist nicht Alles Gold, was glänzt, während Alan Imens und Idley sich bemühten, das Erstgesagte ihr als höchst nothwendig einzuprägen. Sie achtete aber nicht darauf; gleichgültig waren ihr Alans Reden, aus denen ihr immer klarer ward, daß er Wünsche und Hoffnungen für sie hege, die sie niemals erfüllen werde.

Nach einer langen Unterhaltung trat ein Diener herein und meldete Robert Imens. „Ach," rief Alan, „mein Sohn kommt; ich freue mich, ich habe ihn heute noch nicht gesehen."

„Er wird mir willkommen sein, der junge Mann mit seinem heitern Humor. Meine Tochter ist ihm

gewiß auch nicht abhold." Kaum hatte Idley diese Worte gesprochen, so trat Robert herein, der sich sehr anständig benahm, bald ein Gespräch mit Tilida anknüpfte und sie später bat, ein Lied zu singen; er wollte sie mit der Guitarre begleiten. Sie lehnte es aber ab und dankte ihm. „Aber, schönes Fräulein," sprach Robert zu ihr, „warum mißgönnen Sie mir das Vergnügen, den Wohlklang Ihrer süßen Stimme bewundern zu dürfen? Sie sind nicht heiter und haben gewiß keine Ursache dazu, da sich Alles verbindet, zu Ihrem Vergnügen beizutragen; ich selbst, wenn meine Wenigkeit etwas vermag, wenn ich im Geringsten etwas thun kann, Sie aufzuheitern, so befehlen Sie nur, es geschieht."

„Robert, sei nicht unbescheiden und zudringend," verwies Alan seinem Sohne. „Aber sage mir nur, wo Du heute schon warst, daß ich Dich nicht sah?"

„Ich, Vater, fand einen jungen Mann, der mit mir studirt, Edwin Alfar. (Tilida bebte zusammen, als sie den Namen hörte und horchte schweigend auf.) Ich ging auf den Schloßstein mit ihm und ließ ein Paar Bouteillen Wein geben. Ich muß sagen, ich kann ihn eigentlich nicht leiden; der Mensch hat keinen guten Charakter; leichtsinnig und voll Verstellung weiß er sich immer von einer guten Seite zu zeigen, die man aber bei näherm Umgange als Maske erkennt. Er erzählte mir da allerlei von einigen Mädchen, ich

hab's nicht behalten, die er geschickt in sein Netz gezogen und nachher getäuscht habe; mit lachendem Munde erzählte er mir aber auch, daß das letzte Mal er betrogen worden sei, wo er sonst nur das Gegentheil gewohnt gewesen. Ich hätte gern gewußt, wer das Mädchen war, die ihn betrog, aber das sagte er mir nicht."

„Ja, ja, die jungen Leute," sagte Alan altklug, „die machen sich oft ein Vergnügen daraus, ein Mädchen unglücklich zu machen, ihr mit leeren Worten der Seele Frieden zu rauben, d'rum wird ein Mädchen immer wohl thun, das gesetzte Alter, selbst in der Liebe, dem leichten, jugendlichen vorzuziehen."

„Uebrigens geschieht es den Mädchen recht," versetzte Idley, „wenn sie Alles glauben, was ihnen ein junger Phantast vorschwärmt. Ich werde dafür sorgen, daß es Tiliden nicht so geht."

Tilida war während dieses Gesprächs, das auf sie einen unbeschreiblich schmerzlichen Eindruck machte, ganz still geworden, dann verließ sie bleich das Zimmer und begab sich in ihr Schlafgemach. Hier ließ sie dem Sturm der Gefühle, die sie bisher unterdrückt hatte, freien Lauf und weinte bitterlich. Sie konnte doch unmöglich glauben, daß Robert gelogen habe, denn warum sollte er das vor ihr, da er nicht zu wissen schien, daß sie selbst eine der Betrogenen sei? Sie ahnete freilich nicht, daß Gründe da waren, weshalb

Robert das genauere Wissen ihres Verhältnisses mit Edwin ignoriren mußte. —

Lange saß Tilida nachdenkend da, den Kopf auf die weiße Hand gestützt, über ihre Wangen sanken fortwährend große Thränen, die sie kaum mehr fühlte.

„So bin ich betrogen,“ rief sie dann aus ihrem Nachsinnen erwachend. „So habe ich das Liebste verloren, das ich auf dieser Welt kannte! Gott im Himmel, wie fühlte ich eine Seligkeit in dem Gedanken, jetzt mehr seiner Liebe würdig zu sein, der mich mit Ungeduld den Augenblick erwarten ließ, wo ich ihn wiedersehen werde; und wie kalt war er, er kannte mich kaum, er blieb nicht, bis ich Gelegenheit fand, ihm einen Wink zu geben. Mag er vielleicht bei dem armen Mädchen einen Zweck gehabt haben, den er jetzt nicht mehr auszuführen denken darf, o das wäre schrecklich und ich bin getäuscht in der Hoffnung, eine treue Liebe erwiedert zu finden; aber das ist mein trauriges Loos, daß mir das Schicksal ein Glück giebt, um mir ein anderes zu nehmen, das das verlorne nimmermehr ersetzt. Er hatte keinen guten Zweck. O nein, nein, Edwin! es ist unmöglich; die Hölle hat keinen Engel zu mir gesandt, der nachher zum verderbenden Teufel wird. Mein Herz ist Dein, Edwin, und wenn es unter der Last der Leiden bricht, wenn die glühende Sehnsucht nach Dir mich trostlos verzehrt.“

So sprach und kämpfte das leidende Mädchen mit sich selbst, dann ward sie ruhiger, stand auf und zerriß einen Brief, den sie angefangen hatte, um ihn mit Gelegenheit dem Geliebten in die Hände zu spielen.

Wenige Augenblicke darauf trat die alte Margarethe, eine brave Dienerin, zu ihr in das Zimmer, von Idley geschickt, mit der Bitte, daß sie zu ihm komme, da sich der Besuch entfernen wolle. Sie folgte. Alan Imens war äußerst aufgeregt, vom Weine wahrscheinlich, und bedauerte sehr, daß Tilida ihm ihre Gesellschaft entzogen habe, um welcher willen er doch meistens da gewesen sei. Tilida dankte kurz für das Compliment, sie konnte nicht viel sprechen. Alan aber ergriff ihre Hand. „Fräulein," sprach er, „ich will nicht hoffen, daß irgend etwas Unangenehmes vorgefallen ist für Sie, wenn es aber wirklich ohne mein Wissen der Fall war, so thut es mir sehr leid. Sagen Sie mir, was Ihnen mißfiel, und Sie werden sehen, daß ich mich immer mehr bemühen werde, mit der ängstlichsten Sorge nur Das zu thun, was ich Ihnen an den sanften Augen absehen kann."

„Nichts, gewiß nichts," antwortete Tilida kurz, während Alan Imens ihre Hand mit demüthiger Verbeugung küßte.

„Schönes Fräulein!" sprach Robert, der jetzt hinzutrat, „einen Auftrag, der zugleich mein Wunsch ist, hätte ich beinahe vergessen; Sie sehen daraus, daß ich

mein Gedächtniß am Ende sammt meinem Herzen in Ihrer Nähe verliere. Meine Schwester läßt sich empfehlen und Sie bitten, sie doch einmal zu besuchen; ihr ist unwohl; Ihr lieber Vater hat es erlaubt, Sie einzuladen, er wird Sie begleiten, und wenn wir die Ehre haben, Sie bei uns zu sehen, werde ich mir alle Mühe geben, Ihnen die Zeit angenehm zu machen."

„Der Wille meines Vaters ist mein eigener," versetzte Tilida.

„Ja, ja, Freund Idley, wir werden morgen die Ehre haben, Sie bei uns zu sehen; aber nun leben Sie wohl." Imens reichte Idley die Hand, worauf er und sein Sohn sich entfernten.

Als sie fort waren, warf Idley Tiliden ihr sonderbares Benehmen vor und verlangte, daß sie in Zukunft artiger sei und dieses traurige Wesen ablege. Er verschwieg ihr nicht, daß er Manches von Alan Imens erfahren, das auf ihr zukünftiges Glück Bezug habe und sie mit diesem Manne freundschaftlicher sein sollte, wenn sie nicht ein großes Glück verscherzen wolle.

Vierzehn Tage vergingen, in welchen nichts Besonderes vorfiel, als daß Idley sein Testament machte, in welchem er Tilida als einzige Erbin bezeichnete.

Tilida aber ward immer stiller trotz aller Mahnungen Idley's, dem sie nicht mehr aus den Augen kam,

und von Alan Imens aufmerksam gemacht, sorgte, daß sie nicht mehr in die Johanniskirche komme; überhaupt kam sie selten weiter, als bis zu einem Besuche bei Alan Imens, der immer mehr sein Interesse mit dem Idley's verband, aber besonders suchte, Tilida's Neigung zu gewinnen, und obgleich er deutlich sah, daß ihm dies nie gelingen werde, dennoch wagte, ihr Herz und Hand anzubieten. Sie verlangte Bedenkzeit, um ihn schonend zu behandeln und nicht plötzlich zu beleidigen, war aber dennoch fest entschlossen, ihm nie und nimmer ihre Hand zu reichen; es war ihr immer, als wenn ein lauernder Bösewicht aus seinen Augen schaue, der nur so lange schmeichelt und liebreich gehorsam ist, bis er seiner Beute gewiß ist.

IV.

Welch Getümmel!
Straßen auf,
Dampf wallt auf,
Flackernd steigt die Feuersäule. —
Schiller.

Edwin Alfar, der unglücklich Liebende, ward immer niedergeschlagener, je länger er von der Geliebten nichts mehr erfahren konnte; die Zweifel, die über ihre Verhältnisse für ihn obwalteten, vermochte er nicht zu lösen, obgleich er sich, wo er nur etwas von ihr erfahren zu können glaubte, erkundigt hatte. Alles blieb erfolglos; es schien, als ob sie auch ihren Namen geändert habe. Er ward stiller und ernster und vergebens sein oft gefaßter Entschluß, die Geliebte zu vergessen und seine Gedanken auf etwas Anderes zu lenken. Sie war und blieb nur sein Gedanke; ihr allzu tief in sein Herz geprägtes Bildniß konnte kein Vorsatz, keine Gewalt auslöschen. Er liebte sie jetzt noch, wie zuvor, nur marterten ihn die Zweifel über ihren jetzigen Stand immer mehr. In seiner Herzensunruhe, die anstatt ab- nur zunahm, suchte er immer mehr stille Plätze, um ungestörter seinen Gedanken nachzuhängen. Robert's Gesellschaft vermied er, obgleich

es ihm schien, als ob ihn dieser manchmal in seinem Thun und Lassen beobachtete, und so wandelte er gewöhnlich in den abgelegensten Straßen außer der Stadt, oder hinter den Gartenhäusern oder den Rückseiten von schönen Straßen, an denen sich von hohen Mauern eingeschlossene Gärten befanden. Oft verspätete er sich in seinem Gange, denn in seinen Gedanken achtete er nicht der Zeit, und so war es auch, daß er eines Abends spät hinter den Gärten hinging. Der Mond schien durch zerrissene Wolken, die am stürmischen Himmel vorüberflogen, ein heftiger Wind jagte den Staub in Massen empor und schüttelte die blühenden Bäume, daß die weißen Blüthenflocken weit hinflogen; kein Mensch begegnete dem einsamen Wandler, alle lebenden Wesen schienen die stürmische Nacht zu meiden und nichts störte ihn in seinen Träumen; nur einmal ruhte mit einiger Aufmerksamkeit sein Auge auf einem Mann, der einem Bettler gleich schien und bemüht war, auf eine Gartenmauer zu steigen, zu welchem Zwecke er sich Steine untergelegt hatte, die aber zu niedrig waren, um sich hinaufschwingen zu können; als er aber Jemand kommen hörte, trat er weg und that, als ginge er ruhig seines Weges, hatte aber ein kleines Päckchen auf der Mauer liegen lassen. Edwin holte den Mann ein, ging an ihm vorüber und sah ihm scharf in's Gesicht, dessen gut markirte Züge und lauernd furchtsame Augen leicht zu behalten waren. Als er eine Strecke weit

voraus war, blickte er um und bemerkte, daß der kaum Gesehene umgekehrt war; er wandte sich ebenfalls, ging den Weg zurück und sah Jenen sich gerade über die Mauer schwingen und innerhalb derselben verschwinden. Edwin war einige Augenblicke im Zweifel, ob er nicht den Besitzer des Gartens von dieser ungebetenen Visite benachrichtigen, oder als unbemerkt vorübergehen lassen sollte. Letzteres zog er vor, da er ja nicht wissen konnte, was Jener im Sinne hatte. Vielleicht, dachte er, macht er einen Liebesboten, und das will ich nicht verhindern.

Ruhig wandelte er wieder seines Weges fort; neu entfalteten sich die schmerzlichen Bilder der Liebe vor seiner Seele, die ihn jetzt einen Angenblick verlassen hatten und ihm doch so werth waren, als das eigene Leben; die süße verzehrende Marter einer trostlosen Sehnsucht, die nur auf Momenten ruht, erwachte wieder mit erneuter Kraft und nahm sein ganzes Empfinden und Denken in Anspruch, deswegen vermochte er auch nicht, seine Gedanken auf andere Gegenstände zu lenken, als er zu Hause angekommen, sich zerstreuen wollte, ein Buch ergriff und zu lesen begann. Die Buchstaben verschwammen vor seinen Augen, wie die gelesenen Sätze vor seinem Gedächtniß. Mißmüthig legte er das Buch weg und sah starr vor sich hin. Da war es ihm, als werde es helle vor ihm, immer mehr und mehr; eine lichte Wolke dehnte sich aus-

einander, die ihm bald ein theures Bild enthüllte. Die Geliebte sah er wie einen Engel im Wolkengewand; aber aus ihren Augen, die wie von Thränen glänzten, sprach das Leiden der Liebe; ihre Arme, sehnsuchtsvoll ausgebreitet, schienen ihn zu erwarten und wieder um Hülfe anzuflehen in einer qualvollen Lage. „Geliebte!“ seufzte Edwin, „Engel meines Lebens, wo Du lebst, wo Du weilst, gieb mir ein Zeichen, nur eine Hoffnung, daß sich das Dunkel lichten wird, das durch Dich über mein Leben verbreitet ward, nur einen Trost, der als göttlicher Balsam die Wunde heilt, an der mein Herz verblutet.“ Das Bild näherte sich ihm immer mehr. „Ja, Du bist rein, wie die Unschuld selbst; ich habe gesündigt, daß ich meinen Dich lästernden Gedanken glaubte. Vergieb mir denn nun, darum warst Du mir entzogen, und jetzt, wo ich diesen Glauben ablegte, jetzt sehe ich Dich wieder. Vergieb mir!“ Bei diesen Worten, die er immer lauter sprach, bewegte er sich gegen das Bild. Es verschwand. — Wie aus einem Traume kam er zu sich und sah forschend umher. Aber horch! — er hörte Trommeln rühren in der Ferne — horch! — es kam näher. Glocken schlagen an. Lärm erhebt sich; es ertönt der Ruf: „Feuer!“ Edwin reißt das Fenster auf und sieht in der Ferne den Himmel sich etwas röthen; er ist im Zweifel, ob er hineilen muß, wo es brennt; aber der Lärm nimmt zu. Der Wind ras't. Die Wetterfahnen pfei-

fen eine häßliche Melodie. Da steigt eine purpurne Feuerzunge durch die dunkle Nacht empor, denn der erst noch heitere Himmel war ganz mit Wolken bedeckt. Es kann gefährlich werden, dachte er, und entschlossen eilte er fort.

Es war ziemlich weit bis zu dem Feuer, welches er jetzt gar nicht bemerkte, da er sehr bald dort war. Eine große Menschenmasse ist schon versammelt, mehr zum Zusehen als zum Helfen. Wagen rasseln hin und her mit Wassergefäßen; in langen Reihen werden Eimer gereicht. Geschrei und Lärmen füllt die Straße. Edwin drängt sich durch bis vor das brennende Haus, dessen Vorderseite noch ganz unversehrt war, während die Flamme im Hinterhause ihre Verwüstungen anrichtete. Das Haus war schon ziemlich ausgeräumt und leer; einige Wagen mit Effecten fuhren gerade noch davon. Spritzen rückten nah; die Schläuche wurden durch das Hofthor geleitet. Geschäftig rannte Alles hin und her unter wüthendem Geschrei.

„Freund, wer wohnt denn da?“ frug Edwin einen rüstigen Kerl, der an der Spritze zog. „„Was kümmert Ihn das, ich weiß es auch nicht.““ „Herr Idley von Serind,“ antwortete ein Anderer. „Auf die Seite, Zuschauer brauchen wir nicht!“ schrie Einer Edwin in's Ohr und stieß ihn unsanft aus dem Wege. „Wasser! Wasser!“ brüllte es wieder, „das Feuer ist schon halb gelöscht.“ Das Feuer ließ wirklich etwas

nach, als sich das Gerücht verbreitete, in dem hintern Gebäude des brennenden Hauses liege viel Pulver in einem Gewölbe, zu dem der Eingang schon eingestürzt sei, welches eine vernichtende Explosion befürchten lasse, und unglücklich sei, wer sich zu sehr in die Nähe des Feuers wage. Wenige kannten den Eigenthümer und schlimm genug fand das Gerücht Eingang bei der leichtgläubigen Menge. Man zog sich zurück, nur die nächsten Nachbaren thaten alles Mögliche, ihr Eigenthum zu retten. Bald flammte das Feuer wieder höher auf und schlug schon durch die obern Fenster des Vorderbaues. Niemand wollte mehr in das Haus gehen, als Edwin drei Männer ganz kühn hineineilen sah. Er kannte den Einen und erinnerte sich, daß er ihn bei der Geliebten in der Johanniskirche gesehen habe, den Zweiten kannte er ebenfalls, es war der, den er heute erst über eine Gartenmauer hatte steigen sehen. Der Dritte war Alan Imens. Edwin, von einem innern Gefühl getrieben, folgte diesen nach, um sie nicht mehr aus den Augen zu lassen; als er unter das Thor kam, sah er, daß sich an den Hof des Hauses ein Garten schloß, dessen Mauer er für dieselbe erkannte, wo er den Bezeichneten übersteigen gesehen. Das war sonderbar, um so mehr, da dieser zu einem der beiden Herren zu gehören schien. Edwin stieg die Treppe hinauf, auf der die Drei schon in dichtem Rauch verschwunden waren, und hoffte, daß sich ihm das Räth-

sel dieser Verbindung lösen werde, oder daß er etwas von der Geliebten erfahre. Ein Windstoß, der den Rauch durch zerspringende Fenster jagte, machte, daß es luftig und helle ward in den Gemächern und Edwin sah durch zwei geöffnete Thüren, wie Idley von Serind einen Wandschrank öffnete, Papiere, die er vergessen hatte, herausnahm und sie Alan Imens gab. Der Diener leuchtete dazu und sah immer durch die Thüre zurück, mit lauernden Augen, ob Niemand zusehe.

„Nun kommen Sie, Idley," hörte Edwin Alan Imens sagen, „im hintern Zimmer haben wir noch etwas zu thun." Sie begaben sich hin. Edwin schlich in ein Nebenzimmer nach, wo es, wie in dem andern, unerträglich heiß war, denn an den Fensterstöcken leckten schon die Flammen, die von dem schon verzehrten Hinterbaue heraufschlugen. Edwin wollte in das Zimmer treten, in dem sich Jene schon befanden und seine Hülfe anbieten, als es ihn eiskalt überlief, denn er hörte Idley jammernd ausrufen: „Fluch Imens, Mörder! Hülfe!" Ein Schlag folgte und die prasselnde Flamme übertönte den fernern Ruf des Unglücklichen, der in dem Feuer, in das er gestürzt worden, sogleich den Tod fand.

Was hier geschehen, begriff Edwin sogleich und Klugheit rieth ihm, sich ruhig zu halten, um nicht bemerkt zu werden. Alan Imens schritt gleich darauf

an ihm vorüber, sah ihn aber nicht, da er hinter die Thüre des Zimmers getreten war, dessen Wände gluthroth vom Feuerschein aussahen.

„Komm, Johann, es ist Alles eingebracht," rief Alan Imens dem Diener zu, „laß es nun brennen." Er stürzte fort, der Diener folgte stumm.

Als die Beiden die Treppe hinabstiegen, sah sich der Diener um und erschrak nicht wenig, als er Edwin hinter sich bemerkte; er flüsterte Alan einige Worte zu, der aber gleichgültig den Kopf schüttelte, als wollte er sagen: „Fürchte nichts, er weiß es nicht." Sie eilten fort durch die etwas zurückgetretene Menge. Edwin ließ sie nicht aus den Augen und folgte durch mehrere Straßen nach, bis sie in ein Haus traten, unter dessen Hofthor, das gleich darauf geschlossen ward, mehrere Wagen standen, welche Effecten vom Brande weggeführt hatten. Edwin blieb einige Augenblicke stehen und merkte sich das Haus, dann verließ er nachdenkend und mit sich zu Rathe gehend, welchen Schritt er in einer Sache, um die er nur allein wußte, jetzt thun müsse. —

V.

Pläne, die die Bosheit schmiedet,
Haben selten gutes Ziel.

*—

Nach einer fürchterlich stürmischen Nacht brach ein heiterer Morgen an, die lichten Strahlen der Sonne drängten sich freundlich durch die seidenen Vorhänge des Zimmers in Alan Imen's Hause, das Tiliden von Serind in der verhängnißvollen Nacht als Zufluchtsort eingeräumt worden war. Das unglückliche Mädchen selbst saß auf dem purpurnen Sopha, die schönen blauen Augen verweint; aber jetzt etwas ruhiger geworden. Die traurige Nachricht, daß Idley von Serind in dem Brande verunglückt sei, da man ihn im Schutte fast ganz verbrannt gefunden, hatte sie sehr ergriffen; sie fühlte schmerzlich, daß dieses nur noch gefehlt habe, um sie völlig in die Gewalt Alan Imens zu bringen.

Afra, die sechszehnjährige Tochter dieses Mannes, stand theilnehmend vor ihr, eifrig bemüht, sie über den traurigen Unglücksfall zu trösten und alles Mögliche zu ihrem Wohlsein zu thun, denn sie achtete und liebte Tilida aufrichtig, da sie sich, seit dem ersten Augenblicke, als sie sie gesehen, von ihr angezogen fühlte.

„Tilida, wie fühlen Sie sich?“ fragte sie theilnehmend. „Mein Vater hat mich schon einigemal nach Ihrem Befinden gefragt.“

„Wie ein Kranker, der sein Aufkommen nicht wünscht und ihm doch entgegensieht,“ antwortete Tilida.

„O Gott! Fräulein, solche Wünsche sollte das Unglück nie in dem Menschen hervorrufen; zwar ist es ein Bedeutendes, das Sie getroffen hat, doch von der Art, daß Sie einestheils beruhigt sein dürfen, daß nicht mehr geschehen ist; zudem sollen Sie in uns Freunde finden, die Ihnen alles Verlorne soviel als möglich ersetzen werden.“

„Das könnt Ihr nie, denn den Verlust, der mich am meisten schmerzt, ersetzt mir keine Welt, aber ich will mich fassen und ihn ruhig ertragen, denn es ist mein Loos von Anbeginn, als ich in die Welt trat, eine schwere Last zu tragen; es ist, als sei ich mitschuldig an dem Fehler, den mein unglücklicher Vater beging, daß ich büßen muß in schweren Leiden dafür, die mir keine Gebete erleichtern,“ seufzte Tilida und verhüllte das Gesicht, ihre Thränen zu verbergen.

„Fräulein, mein Vater hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, mit uns auf das Schloß Solbrig zu gehen,“ sagte Afra nach einer Pause, um Tilidens Gedanken auf etwas Anderes zu leiten; „dort in der freien Natur, entrissen allen den Gegenständen, die Sie an

schmerzliche Tage erinnern, wird sich eher die leidende, gebeugte Seele aufrichten. Mein Bruder ist schon dort, und es liegt nur an Ihnen, daß auch wir heute hinausgehen. Zudem ist hier Alles voll Unordnung und nicht so eingerichtet, einen werthen Gast, den uns freilich nur ein trauriger Zufall zuführte, nach unserm Wunsche bewirthen zu können. Kann ich meinem Vater eine befriedigende Antwort bringen?"

„Mir ist es ganz gleich," antwortete Tilida, „wenn es aber der Wunsch Ihres Herrn Vaters ist, so hält mich hier nichts zurück."

„Mein Vater wird das Zutrauen rechtfertigen, das Sie ihm dadurch schenken, da Sie ihm Alles zur Besorgung überlassen hinsichtlich der Verlassenschaft Idleys, die gesichert in seinen Händen ist."

Ein Anklopfen unterbrach das Gespräch. Tilida erhob sich vom Sopha, Afra eilte zur Thüre und öffnete sie. „Ah Herr Doctor!" rief sie aus, „das ist schön, daß Sie kommen, unsere Kranke hat schon nach Ihnen gefragt." Sie führte den Arzt herein; es war Doctor Eibelring, zu dem man geschickt hatte, da Tilida ein Unwohlsein geäußert hatte. Er war äußerst artig und fand die Patientin gar nicht mehr unwohl, doch verschrieb und rieth er allerlei als alter Practicus, der Damen zu behandeln wußte. Nachher spann er eine lange Unterhaltung über die Begebenheiten der vergangenen Nacht an, da ihm die Gesellschaft zu gefallen

schien. „Ach, schönes Fräulein!“ sagte er dann einmal zu Afra gewendet, „was macht denn der gnädige Herr Robert?“

„Er ist auf Solbrig.“

„Das ist ein muntrer, junger Mann; ich traf ihn das Letztemal auf dem Schloßstein mit einem seiner Freunde.“

„Wissen Sie nicht, wie dieser hieß?“ unterbrach ihn Tilida lebhaft.

„Edwin Alfar, glaub' ich, nannte er ihn.“

„Blond und schön.“

„Und blaß und melancholisch. Das war einmal wie Tag und Nacht; der junge Herr Robert war munter und aufgeregt, wie das frische Leben selbst und sein Freund, eben dieser, bildete den schneidendsten Contrast dagegen; ganz still und niedergeschlagen war er, unglückliche Liebe verzehrte ihn. Ich sah ihn jüngst wieder, und muß sagen, er hat sehr abgenommen.“

Als Tilida das hörte, überlief es sie kalt; das stimmte nicht mit Roberts Nachrichten überein und mit einem Male war es ihr, als durchblickte sie ein weitgesponnenes Netz, in dem sie sich verstricken sollte, um dem klugen Netzsteller in die Hände zu fallen, mit einem Male erwachte wieder die glühendste Sehnsucht nach dem Geliebten in ihr, die durch trügerische Verläumdungen eingeschüchtert worden war; sie fühlte einen wehmüthigen Schmerz bei dem Gedanken, daß

er um ihretwillen viel gelitten habe, was ihr indessen doch weit lieber war, als wenn er sie gleichgültig vergessen hätte.

„Afra, eine Bitte," sagte sie dann, „sehen Sie doch nach meinem Thee und schicken Sie dieses Blatt weg." Afra hüpfte hinaus und Tilida wandte sich an den Doctor:

„Vergeben Sie mir eine Bitte, die ich an Sie thue, Herr Doctor! Wissen Sie den Freund Roberts nicht zu finden? Mit ein Paar Worten, die Sie mir an ihn ausrichten sollten, würden Sie sich mich unendlich verbinden."

„Gnädiges Fräulein, ich will mein Möglichstes thun; schenken Sie mir Ihr Zutrauen, ich hoffe es zu rechtfertigen."

„Sagen Sie ihm, er möge sich durch nichts an meinem Denken irre machen lassen und mir einen Weg angeben, wie ich ihn wiedersehen und sprechen kann; ich bin in einer Lage, wo mir alle Wege —"

Afra trat wieder in das Zimmer, Tilida brach ab, aber der Doctor, dessen scharfer Geist das Verhältniß schnell durchschaut hatte, nahm das Wort: „Ich verstehe, schönes Fräulein, ich werde Alles thun zu Ihrem werthen Besten, denn das ist ja des Arztes Pflicht. Nun leben Sie wohl und befolgen Sie meinen Rath." Eibelring entfernte sich und Tilida versank in stilles Nachdenken, aber es war nicht mehr das dumpfe Ge-

fühl einer von Schmerz überwältigten Seele, wie am Morgen. Der Gedanke, „er liebt mich noch,“ war ein freundlicher Stern, der in die Nacht ihres Schicksals leuchtete. Der Gedanke, „er liebt mich noch“ ward immer mehr herrschend in ihr, verscheuchte nach und nach alle andern trüben Trauergedanken und machte sie entschlossen, nicht nach dem Wunsche Alan Imens abzureisen, sondern wo möglich zurückzubleiben, um den Geliebten wiederzusehen, oder mit ihm sich zu bereden.

„Afra, wann reisen wir nach Solbrig? ich vergaß es,“ fragte sie dann, als sie mit sich in's Reine gekommen war.

„Heute Abend.“

„O warum eilt es denn so? Nur ein Paar Tage möchte ich noch hier bleiben. Könnten Sie die Abreise nicht hindern? Es wäre mir sehr lieb.“

„Ich will meinen Vater fragen,“ entgegnete Afra und verließ das Zimmer, kam aber gleich darauf mit Alan Imens zurück.

„Fräulein,“ sprach dieser, „Sie nehmen einen Ausspruch zurück, der mir sehr angenehm war, zu dessen Ausführung ich schon Ordre gab, aber um einem verehrten Mädchen zu zeigen, wie gern ich nach ihren Wünschen handle, gewähre ich diesen Wunsch nur mit der einzigen Bitte, nie dieses Haus ohne Afra zu verlassen.“

„Nie ohne Afra? Doch das will ich gern," antwortete Tilida, „denn jeder Augenblick, in dem ich nicht ohne meine aufmerksame Freundin wäre, wäre mir ein verlorner, und in solcher Lage, wie jetzt die meinige, verbindet sich die Seele am festesten mit einer gleichgestimmten," antwortete Tilida, obgleich sie, seit sie einsah, daß man sie nur hinterging, eine immer größere Abneigung gegen die ganze Familie Alan Imens fühlte.

Dieser aber drückte seinen Dank aus: „Es freut mich dieser Ausspruch einer Zuneigung zu meiner Familie, die ich immer mehr zu befestigen hoffe; die Achtung, die ich für Sie im Herzen trage, ist mir Bürge dafür. Das herbe Schicksal, das Sie in ein bedeutendes Unglück brachte, hat mir Gelegenheit gegeben, Ihnen zu zeigen, wie gern ich Alles thue, was zu Ihrem Besten ist, das ich schon länger im Auge halte, als Sie es vielleicht ahneten; ehe Sie mich selbst kannten, war ich thätig um das Wohl eines verdrängten Mädchens, das nicht ihrer Geburt gemäß leben konnte, von dem eisernen Joch des Schicksals gebeugt; ich wagte es und gab Ihrem Leben eine andere Wendung, was mich, ich darf es frei gestehen, viel kostete. Sie sehen mich ungläubig an, theure Tilida. So hören Sie, was ich nie sagen wollte. — Ich bin Ursache, daß Sie Idley's Tochter wurden." Er hielt inne und erfreute sich an Tilida's Verwunderung und

der sanften Röthe, die über ihr Gesicht flog; dann fuhr er fort: „Fräulein, glauben Sie nicht, daß ich Ihnen dies offenbarte, um einen Dank zu verdienen, nein, so handelt Alan Imens nicht, was ich that, war Pflicht und Freundschaft, deren Erwiederung mich auch nur allein glücklich macht."

Tilida war wirklich betroffen bei der Eröffnung Alan Imens, die sie nicht begriff; es brachte sie in Verlegenheit, ihm weit mehr zu danken zu haben, als sie im entferntesten geahnet hätte, und sie war froh, als jetzt Afra, die, als Alan in das Zimmer getreten, auf dessen Wink es sogleich wieder verlassen hatte, hereintrat und ihrem Vater sagte, daß Johann Ullrich eilig nach ihm gefragt und ihm sehr Nothwendiges mitzutheilen habe.

Alan Imens eilte hinaus, der Bediente kam leichenblaß auf ihn zu: „Gnädiger Herr, ich glaube gewiß, wir sind verrathen."

„Glaubt' ich doch, man wollte Dich schon hängen, so erschrocken siehst Du aus, furchtsamer Thor; was hast Du für Beweise?" fragte Imens.

„Als ich vorhin nach Hause ging," antwortete der Diener, „verfolgte mich der junge Mann, der mich gestern über Idley's Gartenmauer steigen sah, der in unsrer Nähe war, als wir Idley — als Idley in das Feuer stürzte. Er warf mir einen Blick zu, der mir durch Mark und Bein drang; ich zitterte wie

Espenlaub und ging an unserm Hause vorüber, als ob ich nicht hineingehörte."

„Das war gut, Johann," versetzte Alan, „aber fürchte nichts, heute Abend wirst Du Afra nebst meinem Verwalter nach Solbrig bringen, dort bist Du frei, und hast Du noch Furcht, so gebe ich Dir Reisegeld, womit Du über die nahe Grenze fliehen kannst, welches mir, wenn Du's wirklich thust, auch noch lieb ist."

Ullrich war damit zufrieden, konnte aber, von Unruhe und Gewissensangst gepeinigt, kaum den Abend erwarten, während Alan Imens in seinem Zimmer auf- und abging und darüber nachdachte, wie er sich aus jeder für ihn gefährlichen Lage, die vielleicht entstehen würde, klug herauswinden könne. Er entschloß sich, seinem Bedienten das ganze Gewicht seiner Schandthat auf die Seele zu wälzen, damit dieser desto gewisser aus dem Lande flüchte, woraus ihm der Vortheil erwuchs, Jemanden zu wissen, auf den er alles Geschehene schieben und weit leichter Idley's Testament, das er in Händen hatte, nebst vielen Wechseln und Banknoten ganz oder theilweise unterschlagen konnte, welches Letztere ihm noch dazu ein vortreffliches Mittel schien, Tilida's Gesinnung, wenn sie sich widerspenstig zeigen sollte, zu ändern.

Der Abend rückte heran, als Alan Imens noch in seinem Zimmer beschäftigt war, Papiere zu ordnen,

einzuschreiben und auszustreichen, in welchem Geschäfte ihn Johann Ullrich unterbrach: „Gnädiger Herr, Alles ist bereit,“ sprach er, als er in das Zimmer trat.

„Bist Du nicht klug,“ fuhr Alan auf, „ich sagte Dir um neun Uhr, jetzt ist es erst sieben. Du wirst Thorheiten begehen, wodurch am Ende wirklich Alles verrathen wird.“

„Ach, wenn es nur nicht schon der Fall ist; ich bin in der größten Angst.“

„Nun, laß das gut sein, Ullrich, Du kannst jetzt gleich fortfahren, der Verwalter ist da, meine Tochter weiß es und wenn Du sie auf das Gut gebracht hast, dann mache Dich über die Grenze, ich werde ohnehin froh sein, wenn Du flüchtest, denn Dein Anblick weckt keine willkommene Erinnerung in mir an Dinge, an deren Ausführung Du Schuld hast.“

„Wie, gnädiger Herr?“

„Ja, sieh mich nur an, wenn Du Dich nicht dazu hergegeben hättest, wäre kein Unglück geschehen; hättest Du nicht Feuer angelegt, Idley wäre nicht gestorben.“

„Wie?“ rief Johann Ullrich todtenblaß, „Sie können jetzt so sprechen, Alles verläugnen wollen, was Sie zu mir sagten? Das ist schrecklich, schändlich!“ Er lief im Zimmer hin und wieder und riß sich die Haare aus. „O ich bin des Todes, ich habe nie geahnet, wie ein Gewissen toben kann; ich bin verloren,“ rief er.

„Nun, Ullrich, schweige, und halte mir keinen Monolog," unterbrach ihn Alan Imens. „Du mußt nicht so verzagt sein, das ist unmännlich. Komm her (er reichte ihm eine Rolle Gold), Du sollst nicht sagen können, ich sei jemals unbillig gewesen, und nun geh und mache Alles fertig." Ullrich ging, fieberhaft bebte es ihm durch alle Glieder, sein Denken war zerrüttet.

Alan Imens aber trat ruhig in Tilida's Zimmer. „Afra," sprach er zu seiner Tochter, die neben Tilida saß und sich in Trostreden erschöpfte, die die in Nachdenken Versunkene zu bedürfen schien, „Afra, der Wagen ist bereit, ich wollte Dich bei Deiner Freundin lassen, aber es sind Umstände eingetreten, die es nicht erlauben; Tilida aber kann nach ihrem Wunsche hier bleiben." Er sah diese mit forschenden Blicken an.

„Ich allein zurückbleiben?" sprach Tilida unschlüßig, was sie thun sollte, denn blieb sie hier, so war sie allein in Alan's Hause, welches sie ihrer Ehre zuwiderfand, ging sie mit, so war die Hoffnung hin, den Geliebten zu sehen; dennoch entschloß sie sich zu Letzterem. „Ohne Afra bleibe ich nicht zurück, und wenn es sich nicht mehr ändern läßt, so will ich mitreisen."

Diese Antwort war für Alan Imens die erwünschte, denn nur auf seinem Gute schien ihm Tilida sicher, da er, sei es durch Gewissensunruhe oder durch gegrün=

deten Verdacht immer mißtrauischer und argwöhnischer gegen das Mädchen selbst ward.

In kurzer Zeit, die dem Bedienten noch sehr lange vorkam, war auch Tilida reisefertig. Alan Imens begleitete sie an den Wagen mit dem Versprechen, daß er nach beendigten Geschäften, die ihn noch an die Stadt fesselten, auch auf sein Landgut kommen und für die Aufheiterung eines so werthen Gastes sorgen werde.

Bald rollte durch blühende Landschaften der Wagen dahin und als der Vollmond sich am klaren sternbesäeten Firmamente erhoben hatte und seine silbernen Strahlen wie segnende Hände über die Erde ausbreitete, kam Tilida an einem sehr schönen geschmackvollen Landhause an. Robert Imens empfing sie daselbst mit überraschender Freundlichkeit, die jedoch ihre trübe Stimmung nicht verscheuchen konnte, und führte sie, von Afra und einer Dienerin begleitet, in eine Wohnung, die an Pracht und Eleganz einem Mädchen des höchsten Standes nichts zu wünschen übrig gelassen hätte. Die Fenster gingen in einen wahren Feengarten, in dem tausend und tausend duftende Blumen ein berauschendes Aroma verbreiteten; den Gesichtskreis schlossen hohe, majestätische Bäume.

Hier sollte nun fortan Tilida's Aufenthalt sein, hier sollte sie Trauer und Liebe vergessen, um umgestaltet zu werden zu einer würdigen Gemahlin Alan Imens.

VI.

Der Böse ist sein eigner Teufel.

Tiedge.

Auf der Landstraße nach der Landesgrenze schritt hastig ein bejahrter Mann, dessen Augen unstät rollten, der oft noch scheue Blicke auf den zurückgelegten Weg warf, als fürchte er Verfolger. Es war Johann Ullrich, der Diener Alan Imens, der, von innerer Angst getrieben, die Grenze und mit ihr die Freiheit von den Fesseln seines Gewissens erreichen wollte. Sein Weg führte ihn noch durch ein Dorf. Matt von der Anstrengung eines Tages, wollte er sich noch vorher etwas Ruhe gönnen und beschloß, in dem Gasthause einzukehren, da es ohnehin allein lag, welches ihm sehr lieb war, da er hier Niemand von Bekannten zu finden ahnete; desto größer war sein Schrecken, als er ein bekanntes Gesicht durch ein Fenster blicken sah. Er wandte wieder um, seine Reise ungestärkt fortzusetzen, als er sich bei'm Namen rufen hörte. Er that, als habe er nichts gehört und schritt eiliger fort; aber umsonst, er konnte nicht so eilen, als er es wünschte, seine Füße waren ihm schwer, als hätte er Blei an den Sohlen. Er ward blaß, als er Jemand sich nachkommen hörte, der ihn bald darauf am Arme faßte, mit einem freund=

lichen Gruße. Er blieb stehen und sah dem Unwillkommnen in's Gesicht; es war Christian, der früher bei Idley von Serind gewesen war, den er vom Wagen weg in ein Wirthshaus geschwatzt hatte.

„Fürchtest Du mich jetzt mehr als damals, da Du mich um meinen Dienst brachtest?“ sagte dieser. „Komm herein in diesen Garten, ich habe noch etwas quitt zu machen und Ernstliches mit Dir zu reden; komm.“ Der Erschrockene folgte zitternd.

„Ich weiß Manches, was Du nicht ahnest,“ fuhr Jener fort, „darum hüte Dich, mich zu betrügen, wenn ich über Dinge Aufschluß begehre, die Dir nicht fremd sind.“ Johann Ullrich war betroffen, das zu hören und ahnete nicht, daß Jener nur in diesem zuversichtlichen Tone spreche, um ihn mehr zu überraschen.

Sie setzten sich an einen stillen Ort im Garten und Christian verlangte nun zu wissen, was mit seinem Herrn Idley von Serind vorgegangen sei; er versprach dagegen das Geoffenbarte als ewiges Geheimniß zu bewahren. Johann Ullrich ließ sich das bekräftigen, zauderte aber doch noch mit dem Geheimniß, bis Jener mit giftigem Lächeln ihm polizeiliche Zwangsmaßregeln androhte, da beichtete das böse Gewissen nach und nach Alles.

Christian hielt sich ruhig bei Allem, was er vernahm, obgleich es weit mehr war, als er zu wissen verlangte, bis Johann Ullrich schwieg und ihn verlas-

sen wollte. „Du kannst jetzt nicht mehr fort,“ sprach er; „ich habe zu viel Gefühl und Pflicht in mir, als daß ich einen so niedrigen Menschen der Gerechtigkeit entziehe. Meine Verschwiegenheit geht nur so weit, als ich von Dir zu wissen verlangte, was in jener Nacht, als Du mich vom Wagen riefst, mit meinem Herrn vorgegangen; Dein geschwächter Kopf hat eine andere Nacht verstanden, in der ein guter Mensch gemordet wurde, wovon ich noch nichts wußte. Das kann ich nicht verschweigen.“

Wie niedergedonnert stürzte Johann Ullrich nieder, als er sah, wie er sich selbst verrathen, und bat und flehte um seine Freiheit, beschwor, daß nur Versprechungen ihn zur Mithülfe einer That verleitet hätten, an der Alan Imens allein die Schuld trage.

Christian war bewegt von dem Geständnisse des Unglücklichen, besann sich einige Augenblicke und gab dann zu, daß er entfliehen solle, welches er auch eilig that; sich selbst aber legte er die heilige Pflicht auf, den Mörder seines unglücklichen Herrn der gerechten Strafe zu überliefern.

Tilida von Serind konnte sich auf dem Landgute Alan Imens nicht aufheitern, trotz der schönen Natur, die sie umgab, trotz der aufmerksamen Behandlung, die man ihr widmete. Sie fühlte sich unglücklich und eingeschränkt und befand sich häufig in den düstern Lau-

bengängen des Gartens allein, nachsinnend, wie sie aus den Händen ihrer verstellten Freunde kommen könne; aber umsonst, sie hatte ja Niemand mehr, zu dem sie ihre Zuflucht nehmen konnte, und von dem theuern Geliebten sah und hörte sie nichts.

Wie abgeschlossen von der übrigen Welt, wo ihr Thun und Lassen belauscht wurde, fühlte sie sich in einer peinigenden Lage, in der die schöne Frühlingspracht der Welt alle Reize verloren zu haben schien.

An einem klaren Nachmittage befand sie sich wieder in dem melancholischen Schatten dichtlaubiger Bäume auf einer Rasenbank, ganz schwarz, wie gewöhnlich, gekleidet, neben ihr lag ein aufgeschlagenes Gebetbuch, in dem sie noch ihren einzigen Trost fand; ihre Augen ruhten auf dem einen Ausgange der Allee und nur dann und wann flog ein tiefer Seufzer über die sanftgefärbten Lippen. Da hörte sie Fußtritte hinter ihr in der Allee, welches sie befremdete, da sie gewohnt war, an diesem Platze von Niemand gestört zu werden. Sie erhob sich, blickte um; wer malt ihren süßen Schreck, — der Geliebte kam auf sie zu. Sie trat ihm zitternd entgegen; er aber umschlang sie freudig und ungestüm. „Endlich, endlich!" rief er aus, „ist es mir vergönnt, Dich wieder an mein Herz zu drücken, endlich finde ich meinen Engel wieder, der so lange von mir getrennt war. O es war eine leidenvolle Zeit, wo ich Dich vermißte; aber vergieb mir,

daß ich mit der erhöhten Dame noch so vertraulich spreche, wie mit dem geliebten Mädchen; ich kann das Recht, das ich mir auf Dich erworben, nicht aufgeben, wie der Held einer romantischen Geschichte."

„Und wäre ich Deiner Liebe werth, wenn ich jetzt zurücktreten könnte von Dir?" fragte sie. „O nein, ich fühle mich glücklich, jetzt Deiner Liebe nur würdiger zu sein und ein gütiges Geschick hat Dich zu einer guten Stunde hierhergeführt. Aber sage, wie kamst Du hierher, fürchtest Du nicht, daß Deine Gegenwart üble Folgen haben könnte, wenn Alan Imens käme?"

„Der kömmt nicht mehr!" antwortete Edwin kopfschüttelnd.

„Wie?" fragte Tilida überrascht, „wirklich nicht? Da müssen wichtige Ursachen sein? Weißt Du sie?"

„Ich weiß Vieles, was Dich erstaunen und trauern machen wird. Ich sollte Deine zarte Seele mit der Erzählung des Vergangenen schonen, aber ich kann es dennoch nicht, weil Du nur dann erst den Menschen kennst, in dessen Wohnung Du Dich befindest," sprach Edwin und erzählte Tilida Alles Vorgefallene, wie er den Diener Alan Imens beim Feueranlegen gefunden und den Mord Idley's fast mit Augen angesehen; wie er ferner einige Tage nachher zu Alan Imens gegangen, diesem vorgestellt, daß er um seine Unthat wisse, aber Alles verschweigen wolle, wenn er fortan einen bessern Lebenswandel führen und ihm

alle Verhältnisse der Geliebten erklären wolle. Aber statt eine gute Antwort zu geben, sei dieser mit einem Dolche auf ihn gestürzt, habe ihn aber verfehlt, da er sich auch auf eine solche Antwort gefaßt gehalten, worauf er glücklich entkommen sei, und ehe er gewußt, welchen Schritt er weiter thun solle, sei Alan Imens in einem Wagen vor das Gericht geholt worden. Wer eigentlich daran Schuld sei, wisse er nicht, habe aber von Doctor Eibelring erfahren, wo sich die Geliebte befinde, die er jetzt furchtlos im Arme halte.

Tilida war erstaunt über die Größe des Verbrechens, das Alan Imens begangen, und durchblickte wie Edwin, nachdem sie ihm ebenfalls alle ihre Begebnisse erzählt hatte, das Gewebe der Bosheit, und Beide schätzten sich glücklich, daß es noch zerrissen worden, ehe der Feind den Sieg davon getragen, obgleich sie schon ein Opfer zu beklagen hatten.

So war nun durch ein glückliches Wiederfinden den Liebenden das Räthsel gelöst, das ihre Liebe zu zerstören gedroht hatte, und das Wenige, was ihnen noch Geheimniß blieb, wurde ihnen auch bald klar durch die Untersuchungen des Gerichts, aus denen sich Folgendes zusammenstellen ließ.

Christoph von Delhain, ein Edelmann, der seine zerrütteten Finanzen durch's Spiel, das ihm oft hold gewesen, wieder in guten Stand bringen wollte, aber immer mehr verdarb, ließ das Spiel, das ihm zur Lei-

denschaft geworden war, trotz den Bitten seines treuen Weibes nicht, bis sie die schrecklichsten Folgen hatte.

Eines Abends, in der Hoffnung, viel Verlornes wieder zu gewinnen, hatte er Hab' und Gut verspielt. Schmerz und Verzweiflung bemächtigten sich seiner Seele, noch vermehrt durch das Gerücht, welches Idley von Serind ihm beigebracht hatte, daß nämlich seine Gattin ein geheimes Verhältniß mit einem Manne unterhalte, den er nicht kenne. Delhain stürzte nach Haus; es entspann sich ein Wortwechsel zwischen ihm und seiner Gattin, in dem er ihr Untreue vorwarf; sie beschwor ihre Unschuld, weinte und flehte, ihn zu beschwichtigen; er aber in rasender Verzweiflung durchbohrte sie mit einem Dolche und entfloh. Einthia, seine unglückliche Stieftochter, war erst seit einigen Wochen in seinem Hause. In einer fernen Pension erzogen, war das Band, das Eltern und Kinder verbindet, durch lange Abwesenheit lauer in ihr geworden, wodurch sie den Schmerz über einen schrecklichen Unfall, der sich bald nach ihrer Ankunft ereignete, einigermaßen eher aushalten konnte.

Alan Imens Herr von Solbrig, Wittwer seit zehn Jahren, der ein geheimes Verhältniß mit der Gattin Delhains anknüpfen wollte, da diese Dame auf den sonst falschen und hartherzigen Mann einen besondern Zauber ausgeübt hatte, warf einen unauslöschlichen Haß auf Idley von Serind, da er erfahren, daß die-

ser dem Gatten der Geliebten von einem unbekannten Manne, der ein Verhältniß mit seiner Gattin unterhalte, gesagt habe, welchem Verrath er den Tod der Geliebten zuschrieb. Um aber im Besitze der Todten zu sein, da sie ihm lebend mißgönnt war, so bat er sich die Leiche aus, die das Gericht der allgemeinen Aufmerksamkeit entzogen hatte, um sie im Stillen ihrem Stande gemäß begraben zu können. Es ward ihm erlaubt und er brachte sie insgeheim in ein großes Gebäude in der Vorstadt, welches ihm gehörte, und setzte sie in einem Gewölbe, jedoch mit Zurichtungen, die sie vor Verwesung schützten, bei, um sie später auf sein Gut bringen zu lassen.

Seine Liebe, die wirklich stärker war, als man es von ihm erwarten konnte, ging nun auf die Tochter der Geliebten über, die von Allen verlassen bei einer alten Dame, die früher viele Wohlthaten von ihren Eltern genossen, ein stilles Unterkommen gefunden hatte.

Hier hätte nun Alan Imens sie leicht durch Wohlthaten an sich ketten können, aber er hielt sich zurück, seine Pläne gingen weiter, er wollte nämlich das Mädchen und Idleys beträchtliches Vermögen zugleich an sich bringen, ohne seine Rache, die er über kurz oder lang an Idley kühlen wollte, zu ersticken. Die Mittel, die er dazu wählte, waren eben so sonderbar als wirksam, und als der erste Schritt gelungen und Idley

das Mädchen als Tochter angenommen hatte, ward er immer mehr dessen verstellter Freund.

Aber an dem Mädchen selbst schienen seine Pläne scheitern zu wollen, da sie seinen Bewerbungen widerstand, trotz dem, daß er sich alle Mühe gab, in ihren Augen zu gewinnen und Alles auf die Seite zu bringen suchte, was ihm schädlich werden könnte. Sie blieb kalt für ihn und er schmiedete neue Pläne, das Mädchen mehr in seine Gewalt zu bekommen. Diesen zufolge ließ er in Idleys Hause Feuer legen, damit sie in seinem Hause einen Zufluchtsort annehmen mußte. Er ließ aussprengen, in dem brennenden Hause liege Pulver und der könne unglücklich werden, der sich zu sehr nahe, um eine schreckliche That ausführen zu können, die auch geschah, indem er Idley selbst in die Flammen stürzte, da der Diener sich geweigert hatte, es auf seinen Wink zu thun. Sein Plan, dem Mädchen die letzte Stütze zu rauben und seiner Rache das ersehnte Opfer zu bringen, war dadurch erreicht, aber ein höherer Wille lenkte es, daß er sich seines Sieges nicht erfreuen konnte und er das Ziel nicht erreichte, das er sich gesteckt hatte. —

Er verschwand auf immer. —

Einige Zeit nach so ergreifenden Begebenheiten, von denen das Herz sich nur langsam erholt, ward Tilida von Serind durch die Hand des Priesters mit

Edwin Alfar vereinigt. Das Testament Idleys, das man in Alan Imens Hause gefunden, da Alles gerichtlich ausgesucht worden, ward als rechtmäßig anerkannt und Tilida in den Besitz eines ungeheuern Vermögens gesetzt, das sie eigentlich nur einem Betrüger zu danken hatte, der es wieder verschlingen wollte, welches glücklicherweise nicht gelungen war.

Afra, unglücklich durch das Verhängniß, das ihr den Vater entrissen, und Robert, der sich so viel als möglich aus der Sache gezogen, da die heimliche Gerichtsscene verschwiegen blieb, lebten zurückgezogen auf ihrem Landgute, lange ihren unglücklichen Vater betrauernd, während Edwin und Tilida ein glückliches Leben führten, öfters von dem alten Doctor Eibelring besucht, da bald die junge Frau in Verhältnissen seiner bedurfte, die dem glücklichen Paare Vorboten zu einem süßen noch ungekannten Glücke waren.

Mißlungene Pläne.

I.

„Horch, sechs Uhr! Wie schnell mir die Stunden verflogen und ich bin noch nicht fertig mit der Kleidung, die ich schon anhaben sollte,“ jammerte Henriette, die schöne Tochter der Räthin Speila, eifrig bemüht, mit immer größern Stichen eine breite Blonde an einen blau atlassenen Ueberwurf zu setzen. „Was wird der gute Onkel sagen, wenn er kommt und ich noch nicht fertig bin.“

„Er wird sagen,“ versetzte ihre jüngere Schwester, die neben ihr mit einer Stickerei beschäftigt war, „daß Du, wie immer, nicht fertig bist zu rechter Zeit, daß Du immer zu viel Zeit auf Deine Kleidung verwendest; aber ich will Dir helfen, will Dich ankleiden, daß Du die Ballkönigin heute bist, natürlich blos im Aeußern; aber Du mußt mir Dein Geheimniß preis geben, Du mußt mir gestehen, ob es wahr ist, was ich vorhin sagte.“

„Frage mich nicht, quäle mich nicht,“ antwortete Henriette sanft, „ich berge kein Geheimniß in mir, das Dir von Bedeutung wäre.“

„So gestehe mir wenigstens, daß Du auf dem letzten Balle schon gern mit dem Federhelden umgingst.“

„Schwester, ich begreife Dich nicht,“ versetzte Jene wieder, indem eine sanfte Röthe über ihre weiße Stirne zog; „ich kenne den Herrn kaum; übrigens solltest Du mit mehr Achtung von Leuten sprechen, die in einem Staate so nothwendig sind.“

„Ja, nothwendig sind,“ lachte Johanna, „wie Blutigel in der Medicin.“

„O schäme Dich, solch einen Vergleich zu machen.“

Gar schämen! das ist vorbei; man schämt sich nur noch in Romanen, oder wenn man so schlecht tanzt wie Du!“

„Nein, das ist zu arg, Johanna! Du bist wieder so muthwillig, daß kein vernünftig Wort mit Dir zu sprechen ist.“

„Mein Gott! Du hast ja noch keins gesprochen, so sehr ich Dich darum bat.“

Henriette gab ihr keine Antwort, sondern verließ unwillig das Zimmer, da sie mit dem Maskenkleide fertig war, um sich hineinzupassen. Johanna sah ihr nach und flüsterte: „Bist Du verschwiegen, bin ich's noch mehr,“ dann stellte sie eilig den Stickrahmen nieder, warf einen Blick in den Spiegel, ordnete ihre Locken, das sanfte Adagio eines straußischen Walzers beginnend und trat an ihre Commode, worin sie eilig

räumte und ordnete, als wenn sie heute noch verreisen wollte. Endlich that sie ein Blatt aus einem Kästchen, das sie beneidenswerth an ihre rosigen Lippen drückte und durchflog, aber so schnell, daß man sah, daß sie es schon recht oft gelesen habe. „Du wirst mir folgen, wohin Dich meine Liebe führt!“ sprach sie, als sie es wieder gelesen, „und das schreibt er so zuversichtlich, so überzeugt von meiner Liebe, so fest glaubend an mein Zutrauen auf ihn, daß es mich entzücken muß. Ja, ich folge Dir, wohin Du willst; mit diesem einzigen Blatte, mit diesen wenigen Zeilen von Deiner Hand, Geliebter, hast Du mir Kraft gegeben, Mutter und Schwester, die Dich hassen, zu verlassen und Dir zu folgen durch Sturm und Nacht, wohin selbst der mächtige Arm der Gerechtigkeit dieses Landes nicht hinreicht, wo mich keine Macht mehr zurückfordern kann aus Deiner Nähe, wo der Liebe Seligkeit in Deinen Armen mir die Verlassenen ersetzen wird, die sich meiner ohnehin nicht sehr erfreuen.“ Sie legte das Blatt wieder zusammen, steckte es in den zarten Busen und sang wieder seelenvergnügt fort.

Henriette unterbrach sie darin, indem sie wie verstört in das Zimmer trat und sagte: „Willst Du etwas Neues wissen?“

„Nun? Du kannst es doch nicht für Dich behalten,“ sagte Johanna in ihrer vorigen Laune.

„Ich darf nicht auf den Ball gehen.

„Das macht ja nichts, Du hast langweilige Journale genug, da brauchst Du keinen Ball, Dich zu ennuyiren.“

„Ja, Johanna, Du darst mitgehen,“ sagte die Mutter der Mädchen, zu der sie sich schnell umwandten, welche schon ganz im brillanten Ballcostüme, mit großer Blondenhaube und weißem seidenen Kleide, dessen Taille eine himmelblaue Schärpe umschloß, da stand; nichts fehlte mehr als die Schuhe, weshalb sie ungehört mit weißen Strümpfen und weichen Pantoffeln in's Zimmer getreten war. „Ja, eile Dich nur, der Onkel wartet schon,“ sagte sie. „Henriette verrieth Jemandem, welche Maske der Onkel gewählt, und zur Strafe muß sie zu Hause bleiben.“

„Aber, Mutter, mir ist gar nicht wohl,“ seufzte Johanna, als sie diese unwillkommene Einladung vernahm, „ich habe Kopfweh zum Sterben.“

„Ich hörte so eben noch, daß Du scherzen konntest, darum keine Lüge. Henriette hilft Dich ankleiden, in einer Viertelstunde fahren wir weg. Hörst Du?“ Hiermit rauschte die Räthin wieder zur Thüre hinaus; Johanna, fast blaß geworden, setzte sich nieder, entschlossen, nicht auf den Ball zu gehen, bis sie endlich den Bitten Henriettens nachgab und sich in die Maske warf, jedoch mit dem Vorsatze, nicht länger als bis zehn Uhr auf dem Balle zu bleiben und alsdann ein Unwohlsein zu fingiren, weil sich nach

dieser Stunde ein entscheidender Augenblick für sie nahte. In kurzer Zeit war sie angekleidet; der blaue schimmernde Atlas, der bis auf die niedlichen Füße reichte, schmiegte sich herrlich an ihre schlanke Taille und überwölbte sanft den vollen Busen; eine gleichfarbige Kapuze verhüllte das Engelsköpfchen, das schöne Gesicht eine schwarze Wachsmaske und über die kleinen weißen Hände zog sie schwarze Handschuhe. So war sie sehr reizend in dieser Kleidung und wirkte durch ihre schöne Haltung, ihren leichten Gang auf Jeden, der sie sah, wie mit geheimnißvollem Zauber. Halb verdrießlich, daß sie heute nicht zu Hause bleiben konnte, und halb eitel, sich in diesem reizenden Costüme doch gerne sehen zu lassen, trat sie in das Zimmer der Mutter, indem der langbeinige Onkel, Oekonomierath von der Berg, als Lord Fallstaff mit alter Tracht, einem entsetzlichen Bauche und niedrigen gelben Stiefeln auf dem Sopha saß, das sich fast unter ihm bog. Johanna kicherte unter ihrer Maske, als sie ihn sah, kindisch und doch unbehülflich aufgeputzt.

„Aber Onkel, Sie werden sich doch nicht demaskiren in diesem Costüme?“ fragte sie.

„Warum nicht?“

„Weil Sie darin stecken wie eine Schlange in einem Faß, und weil Sie wider Ihre Weise Ihren Freunden ein Vergnügen machten, sich maskirt zu zeigen.“

„God dam, Du bist ein böses Kind!“ sagte der Onkel aufstehend, indem er sich den Bauch hielt, „und nur Deiner Schönheit hast Du es zu danken, daß man Dir nicht böse sein kann.“

„Und wem haben denn Sie es zu danken, daß man Ihnen nicht böse sein kann, Lord Fallstaff?“

„Wenn ich Fallstaff wäre, meinem Humor, den ich heute an Deiner Seite glänzen ließe, um Dich zu vergnügen.“

„Heute, wenn Sie mich vergnügen wollen, Onkel, so lassen Sie mich zu Hause statt Henrietten.“

„O nein! nein!“ versetzte der Onkel, „ein Mädchen opfert viel, aber keinen Ball für die Schwester; das ist Scherz.“ Er nahm die schöne Maske an den Arm. „Jetzt ändern wir nichts mehr, Deine Mutter wartet schon und der Wagen ist bereit; also fort.“ Er zog das wenig widerstrebende Mädchen fort, Henriette leuchtete bis an die Thüre und bald rollte der Wagen davon.

II.

Mit phantastischer Grazie, die Lachen erregen mußte, trat Lord Fallstaff, an dem rechten Arme seine maskirte Nichte, an dem linken seine nur mit einer Halbmaske versehene Schwester, in den überaus vollen

Ballsaal, in dem unzählige Lichter strahlten. Grafen, Barone, Räthe, Kaufleute, Alles wimmelte durcheinander. Der schönste Schmuck der Residenz, sowohl in Perlen und Edelsteinen, als in weiblichen Schönheiten, war hier zur Schau gestellt. Römer, Griechen, Türken und Ritter standen gutmüthig nebeneinander, sich unterhaltend; kurz es war ein eigenes Gefühl, in das Gewühl hineinzukommen. Domino's von allen Farben flogen gleich um die Hereingetretenen; viele suchten Bekannte zu erkennen oder zu errathen, viele legten ihnen nur spottweise Fragen vor, aber die Meisten interessirte die blaue Maske, die nur kurze Antworten gab und sich immer mehr an den gewichtigen Fallstaff schmiegte. Aber auch diese verloren sich bald, da sie mit schneidenden Antworten vertrieben wurden. „Onkel, mir mißfällt heute dieses Leben und Treiben ganz," flüsterte Johanna, als sie einen etwas abgelegenen Platz gefunden hatten; „es liegt so viel Kindisches in einer solchen Maskerade, daß es des ernstern Menschen unwürdig wird." — Der Onkel sah das Mädchen groß an, sie aber fuhr fort: „Wenn blos junge Personen ihren Scherz hätten, fände ich es noch erlaubter, aber wenn der Graukopf in die Maske eines Jünglings schlüpft und eine alte Dame die Jugend repräsentirt, da sinkt der Scherz zur Thorheit herab und das Vergnügen stirbt vor Schrecken über solchen Unsinn. Ich werde nicht lange zusehen können."

„Nun weiter!" sagte der Oekonomierath gespannt, als Johanna eine Pause machte.

„Ist es denn nicht wahr?" fuhr sie fort, „die Carikatur, die Mancher spielt, ist nur ein Spott auf seinen Nebenmenschen und die Satyre erregt nur den Kitzel der Schadenfreude, nicht aber den Impuls eines reinen Vergnügens. Wahrhaftig, ich verliere den Geschmack an einer solchen Unterhaltung." —

„Nun wahrlich, Mädchen, Du mußt öfters auf solche Maskenbälle gehen!" versetzte der Onkel, „da fängst Du ja an zu moralisiren, am Ende besserst Du Dich auch noch, damit, daß Du die Pläne änderst, die Du zu Hause schmiedest, daß Du nicht Dinge ausführen willst, die Deine Familie sehr betrüben würden."

„Wer sagt, daß ich das will?" fiel sie heftig ein; „gestehen Sie mir, wer sagte das, Onkel?" Sie ergriff zitternd seine Hand und sah ihm in die Augen, die wie zwei kluge Spione hinter der Maske hervorglänzten. „Ich habe nie unserer Familie Unehre gemacht und jetzt — was meinen Sie, Onkel?"

„Daß ich hier weiter nichts sagen kann und sich das Uebrige schon findet; auf Bällen spricht man nicht davon," antwortete er kurz und wandte sich zu seiner Schwester, die sich mit einem Türken ganz köstlich amüsirte, während Johanna stumm und sinnend sich zu erklären suchte, was wohl der Onkel meine und ob vielleicht

wirklich ihr geheimster Plan, ihr geheimster Wunsch entdeckt worden sei. Die Möglichkeit eines Verrathes konnte sie sich nicht denken, aber die Gedanken, die sie sich über des Onkels Worte dennoch machte, verstörte ihr wenigstens eine Zeit lang alle heitere Unterhaltung; mißmuthig sah sie auf die Tanzenden, die in einiger Entfernung vor ihr vorüberflogen, und bald auch da wieder weg, wieder auf den Onkel, erwartend, daß er wieder auf das ungeschlossene vorige Capitel komme; selbst davon anzufangen, fehlte ihr der Muth, denn die Unsicherheit des Herzens verschloß ihr den Mund.

Nach und nach achtete sie gar nicht mehr auf ihre Umgebung und hing ihren Gedanken nach, als sie plötzlich Jemand dicht neben sich erblickte, der sich zutraulich zu ihr neigte und ihre Hand ergriff; es war ein schlanker Mann in schwarzem Domino. Erschrocken sah sie zu ihm empor.

„Endlich, endlich finde ich Dich, Geliebte, bei Deinem Lord Fallstaff, endlich, nach so langem Suchen," sprach die Maske sanft.

„Wer weiß, ob mir's nicht noch zu frühe ist," warf Johanna hin.

„Henriette!" flüsterte die Maske mit sanfter verweisender Stimme.

„Monsieur?" antwortete sie verstellt, da sie merkte, daß die Maske ihre Schwester vor sich zu haben glaube.

„Warum gabst Du mir nicht das versprochene Zeichen, Dich leichter zu finden?“

„Weil ich es Deiner Klugheit überlassen wollte, mich zu finden; du lieber Gott, ich hätte ihr bald zu viel zugetraut.“

„Henriette!“

„Monsieur?“ antwortete sie wie vorhin.

„Wahrhaftig, Du bist heute in der Laune Deiner Schwester, und zur Strafe würde ich Dir eine angenehme Neuigkeit für uns vorenthalten, wenn ich es vermöchte; aber mein Herz mahnt mich zu heftig, ich muß es Dir sagen, daß ich heute meine Anstellung bekommen habe und morgen frei um Deine Hand bitten darf. Deine Mutter, Dein Onkel werden sie mir nicht mehr versagen und dann, o Seligkeit!“ er drückte ihr die Hand, daß sie zuckte, „dann bist Du unzertrennlich mein auf ewig.“

„Ewig!“ flüsterte Johanna süß.

„Ja, immer und ewig,“ antwortete der Glückliche, „was ich mit rastloser Ungeduld erwartete, um was ich betete mit glühender Inbrunst, es wird Erfüllung für mich und Dich!“

„Und das sagst Du mir so ohne Schonung?“ unterbrach ihn Johanna kalt.

Der Domino trat einen Schritt zurück.

Johanna fühlte, daß sie es verderben würde mit ihm, sagte daher sanft mit der Stimme ihrer Schwe-

ster: „Erlaube mir doch einen Scherz, wenn Du mir so entzückende Nachrichten bringst, Geliebter. Zürne nicht, die höchste Wonne spricht auch irre, wie der höchste Schmerz, darum wundere Dich nicht so, es wird ja Alles gut werden."

Besänftigt durch diese Worte, die ihm wieder seine Zweifel nahmen, daß er der Geliebten Schwester vor sich habe, trat der Domino wieder zu ihr und sprach: „Wahrhaftig, ich hätte Dich für Deine Schwester gehalten, über die ich Dich noch Allerlei fragen muß. Jetzt, wenn sie hier wäre, jetzt könnte ich ihr Qual bereiten und ihr zeigen, wie sehr sie betrogen wird, wie sehr sie ihre Liebe, der sie so große Opfer bringen will, irre führt durch einen Unwürdigen. O wenn sie es wüßte, was dieser Elende heute —"

„Mein Herr!" unterbrach ihn Johanna verweisend, doch faßte sie sich schnell wieder und sagte gespannt: „Weiter, sage mir Alles."

„Sieh' dorthin jetzt, Henriette," fuhr der Domino fort und zeigte in das Gewühl, „jetzt tritt er aus der Masse hervor, er hat die Maske abgenommen; siehst Du?" — Johanna erhob sich und bog sich mit klopfendem Herzen über den Tisch — „im grünen Domino mit der weißen Feder auf dem Barett, das ist er; die Frau von Zenel an dem Arme, die nicht maskirt in prächtigem Schmucke neben ihm geht, wie er sie anlächelt, wie er den Arm um ihre Taille biegt. Deine Schwe-

ster meint vielleicht, er warte schon auf sie. Jetzt sieh, wie er sie mit den Augen verschlingt, sieh den Buben, der Deiner Schwester das Herz stahl, der sie beredete, heute noch mit ihm zu entfliehen, weil man sie ihm gerecht verweigerte; er will sie nur unglücklich machen, namenlos — —"

„Halt! halt ein!" stöhnte Johanna und bebte zurück. „O Gott! o Gott!" seufzte sie noch und sank ohnmächtig in die Arme der Maske.

„Heiliger Gott, was ist das, Henriette?" rief er. Der Onkel ward es gewahr und sprang auf; die Mutter wäre bald vor Schrecken mit in Ohnmacht gefallen, auch die Umstehenden wurden aufmerksam auf den Unfall; aber man entzog das Mädchen schnell der allgemeinen Aufmerksamkeit und brachte sie in ein Nebenzimmer auf das Sopha. Die Mutter löste ihr in großer Angst den Gürtel, warf die Kaputze zurück und löste die schwarze Maske vom Gesicht. Entsetzt sah der junge Mann im schwarzen Domino das schöne bleichgewordene Gesicht der Schwester der Geliebten. Es ward ihm heiß, als er sah, daß er sich getäuscht habe, und er riß seine Maske ab, wie die Räthin, während Lord Fallstaff Eau de Cologne auf sein großblumiges Schnupftuch goß, die Lebensgeister der plötzlich ergriffenen Johanna wieder zurück zu rufen. Die Räthin fing an zu weinen, sich ängstlich erkundigend um die Ursache der Ohnmacht. Heinrich von Alstein, der erwähnte junge

Mann, gestand offen, daß er, durch Aehnlichkeit der Gestalt und Stimme getäuscht, Johanna für ihre Schwester angesehen und ihr den treulosen Hallney gezeigt habe, mit dem sie heute noch entfliehen wolle, der aber jetzt noch an dem Arme einer seiner Verehrten geschwelgt habe, und gerade, als er sie habe fragen wollen, welche Anstalten man getroffen, die Flucht zu verhüten, da sei sie in Ohnmacht gefallen.

„Gott im Himmel!“ seufzte die Räthin, indem sie sich alle Mühe gab, das Mädchen ins Leben zu bringen, „ich glaubte die Geschichte nicht recht, darum ließ ich blos Henriette zu Hause, daß, wenn es der Fall sei, daß der Verwegene zur Stunde erscheine, sie ihm mit einer kurzen Antwort abfertigen solle. Ich hielt es mehr für Erdichtung, als ich das Billet erhielt und sagte deswegen Johanna nichts, um ihr einen Verdruß zu ersparen. So liebt sie ihn doch noch. O Du mein Kind, mein Kind!“ jammerte sie. Heinrich aber ward es dabei sehr bange, er mußte fort in die Luft. Er machte sich daher das Geschäft, einen Arzt aufzusuchen, welches er auch gleich that. Ehe aber das Mädchen die blauen Augen wieder aufschlug, ehe sie ins Leben zurückgekehrt, war er längst aus dem Ballhause entschwunden.

III.

In einem Taschenbuche las indeß Henriette, das Lockenköpfchen auf die weiße Hand gestützt; über dem Buche lag das Portrait eines Mannes, das sie immer wieder und öfter ansah, als die schönen weiblichen Portraits in dem Buche, die ihr beständig Rivalinnen werden konnten. Dabei horchte sie aufmerksam auf jedes Geräusch, das sie um sich vernahm und ängstlich blickte sie oft nach den geschlossenen Laden; sie wußte, was mit ihrer Schwester vorgehen sollte und hatte das Billet, das Heinrich, als unbekannt, geschrieben, gleich in Beschlag genommen, da sie die Handschrift erkannt hatte.

Daß ihr der Ball heute verloren ging, that ihr leid, um des Geliebten willen, mit dem sie schon Abrede getroffen, sich zu finden; aber das Wohl ihrer Schwester lag ihr mehr am Herzen, deshalb willigte sie schnell in den Ausspruch der Mutter, daß sie statt Johanna zu Hause bleiben und den Entführer, der als leichtsinniger, unmoralischer Mensch bekannt war, mit einer kurzen Zurechtweisung fortschicken sollte. Jetzt nahete die Zeit, wo er kommen wollte. Sie hatte schon eine kurze Abweisung in sich geordnet, da=

mit sie doch etwas Wirkendes zu sagen wisse, als es wirklich an dem hintern Laden leise pochte. Henriette erschrak und hatte zugleich Alles vergessen, was sie sagen wollte. Einen Augenblick blieb sie stille; es fehlte ihr der Muth, einem Manne beherzt entgegen zu treten. Horch! da klopfte es wieder; sie wollte die Magd rufen und sie hinausschicken; aber nein, sie faßte Herz und öffnete das Fenster, aber nicht den Laden. „Wer ist draußen?“ rief sie halblaut. „Geliebte!“ flüsterte es herein. „Ich kenne diese Stimme nicht,“ antwortete sie verwirrt. „Fliehen Sie; die Sie suchen, ist nicht da und wird es nie mehr für Sie sein.“ — „Henriette, auch Du verkennst mich?“ tönte es wieder.

„Gott, mein Heinrich!“ rief sie froh, die Stimme erkennend und schlug den Laden auf, „vergieb mir, ich kannte Dich nicht; ein Kuß entschädigt Dich dafür. Aber was führt Dich noch jetzt hierher?“

„Meine Liebe,“ antwortete er, „Dir die freudige Nachricht zu bringen, daß Du meine Braut bist. Die Bedingung, die man mir machte, ist erfüllt; ich habe eine gute Anstellung erstrebt. Aber öffne mir das Haus, dem Bräutigam ist es ja erlaubt, die Braut allein zu besuchen; ich habe noch mehr mit Dir zu sprechen.“ Henriette zauderte ein wenig, dann aber ließ sie von ihrem Mädchen das Haus öffnen und ihn hereinführen. „War er noch nicht da?“ fragte er, als er eintrat. „Wer?“ — „Hallney.“ — „Nein.“ — „Wie

viel Uhr ist es?“ — „Halb zehn.“ — „Nun da habe ich noch Zeit, Dir etwas zu erzählen, worüber Du staunen wirst; aber vergieb, ich werde schnell sein, Du erfährst es schon noch genauer.“

Henriette setzte sich erwartungsvoll neben ihn und sah ihn aufmerksam an. „Heute Abend ward ich dringend zu Jemand gerufen,“ begann er; „ich wußte nicht zu Wem und Warum und folgte einem Bedienten, der mir versicherte, daß etwas von Bedeutung mir mitgetheilt werde. Er führte mich in ein äußerst schönes Haus in der F — straße über eine Stiege, leise auftretend, dann durch einige Zimmer in ein Schlafgemach, auf dessen Bette ein großer, halbangekleideter Mann lag; das Gesicht verrieth in edlem Ausdruck den Soldaten, und der Verband auf seiner Brust, daß er verwundet war.

Er fragte mich mit schwacher Stimme, ob er die Ehre habe, den Herrn von Almstein vor sich zu sehen. Ich bejahte und frug ihn, was er von mir wünsche. Er bat mich dann um Verzeihung, daß er mich zu sich bemüht habe; aber seine Mittheilung werde ihn entschuldigen. Er habe nämlich durch seinen gewesenen Freund Hallney erfahren, daß ich die Familie Speila kenne und auch mit der einen Tochter der Räthin in näherem Verhältniß stehe; (ich leugnete es nicht) und deshalb habe er mich am geeignetsten gefunden, mir

Folgendes mitzutheilen, da er Niemand von jener Familie kenne.

Er habe manchmal Gelegenheit gehabt, zu bemerken, wie sehr Hallney von der jüngeren Tochter der Räthin geliebt sei, mit welcher Innigkeit sich das jugendliche schöne Wesen an ihn angeschlossen, obgleich er ihrer Liebe nicht werth gewesen. Er habe ihn aber erst recht aufmerksam auf sie gemacht, er habe ihn auf den Werth der Liebe eines solchen Wesens erst hingewiesen, um ihn dadurch von seinem leichtsinnigen Leben abzubringen, um ihn durch das edle Feuer einer reinen Liebe zu bessern, wie das ja oft geschehen, damit er in der Liebe das höhere vollendete Lebensglück des wahren Menschen erkennen lerne. Hallney sei nun zwar von den Reizen ihrer Schönheit gefesselt worden, aber tiefe, reine Liebe habe er nie empfunden. „Sie werden wissen," fuhr er fort, „daß er sogar um Johanna's Hand anhielt, die man ihm abschlug und zwar mit Recht, aus vielen unumstößlichen Gründen, und dafür will er sich nun an dem treuen Mädchen rächen, die mit ganzer Seele sein gehört, die sich bethören ließ, ihm folgen zu wollen in fernes Land, wo er jetzt Dienste nimmt, damit ihn hier nichts mehr fesselt.

Er will sie aber nicht entführen und glücklich machen, nein, er will sie blos beschimpfen. Heute Nacht wird er sie abholen, nachdem er noch in Anderer Armen geschwelgt haben wird, will sie mit sich führen

eine Zeit lang und dann mit Spott wieder nach Hause schicken. — O der erbärmliche Mensch! Ich staunte über die Frechheit, die zu solch einem Unternehmen gehört, als er mir lachend seinen Plan erzählte. „Das verräth einen ganz verdorbenen Charakter," sagte ich da zu ihm, „ich hoffte Dich durch die aufrichtige Liebe eines Mädchens bessern zu können, nun Du aber so handeln willst, gebe ich die Hoffnung auf; das ist zu niedrig von Dir." „Das sagt ein Schurke!" schrie er aufbrausend über mich, und es ist wahr, ich hatte ihn bitter getadelt; aber der Gedanke an das treue liebende Mädchen, das durch seine Liebe selbst mir Interesse einflößte, das er so schändlich hintergehen will, legte mir schneidende Worte auf die Zunge. Ein heftiger Streit entspann sich zwischen uns Beiden, der sich mit einem Duell endigte. Wie Sie sehen, hat mich das Unglück getroffen, eine Wunde, wenn gleich keine gefährliche, zu bekommen, die mich jedoch hindert, den Plan, der heute Nacht schon ausgeführt werden soll, zu vereiteln. Er glaubt, ich habe mich mit meiner Verwundung eines Bessern besonnen und werde schweigen; aber das kann ich nicht, wo die Ehre einer achtungswerthen Familie auf der Spitze steht.

Sie wissen nun Alles. — Für die Wahrheit bürgt mein Ehrenwort. Handeln Sie nun statt meiner und hindern Sie die Ausführung der häßlichen That; man wird es Ihnen gewiß Dank wissen." —

„O Gott, meine unglückliche Schwester!“ seufzte Henriette, „wie wird sie das Alles ergreifen, wenn sie es erfährt.“

„Matt vom Sprechen und dem Gemüthsaffecte,“ fuhr Heinrich fort, „sank er in die Kissen zurück. Ich verließ ihn darauf mit dem Versprechen, Alles, was in meinen Kräften stehe, zu thun, die That zu hindern und ihn bald wieder zu besuchen. Ich eilte nun nach Hause, schrieb das bewußte kurze Billet, das wenig Glauben fand, schickte es fort und eilte auf den Ball, Dich mit Deiner Mntter zu sehen und Euch dann erst alles Geschehene näher selbst mitzutheilen. Ich fand statt Dich Deine Schwester, erkannte sie, aber nicht eher, als bis sie bei dem Anblicke ihres treulosen Geliebten, von der Ueberzeugung, daß sie betrogen sei, schmerzlich getroffen, mir ohnmächtig in die Arme sank. Da nahm ich mir vor, nicht allein die schlechte That zu hindern, sondern auch zu rächen, und deshalb bin ich hier. Ein Pistol und andere Waffen habe ich bei mir, wenn ich Unannehmlichkeiten bekommen sollte, und nun giebst Du mir Deiner Schwester Hut und Mantel, ich will selbst mit ihm fortreisen. So weit ich komme, ist mir's recht, denn wenn wir ihn hier blos mit Worten fortschicken, so ist seine Bosheit noch erfinderisch genug, Euch hier in dieser Nacht noch Böses zuzufügen; ist er aber erst vier bis sechs Stunden weit fort, so kann er nicht mehr umkehren,

weil er seine Abreise nicht mehr verschieben kann und die Zeit seines Wirkens ist vorbei. Ich muß ohnehin nach F—, wohinaus die Reise geht, zu meinem Vater, ihm die Nachricht von meiner Anstellung zu bringen und mit ihm über meine Verbindung mit Dir zu sprechen.“ —

Henriette wollte aber nicht zugeben, daß der Geliebte dieses Wagestück unternehme. „Es ist zwecklos,“ sprach sie und umschlang ihn mit ihren zarten Armen. „Welch ein Unglück könnte Dich treffen, wenn Du Dich der Nacht und Deiner Kühnheit anvertrauest; in Deinem guten Eifer überspringst Du die Klugheit und stürzest in das daran grenzende Verderben.“

„Nein, nein,“ versetzte Heinrich, „dringe nicht in mich. Mir gefällt das Abenteuerliche, und es sei mein erstes Verdienst um Dich, einen Elenden zu strafen, der Eure Ehre beflecken wollte. Dazu verspreche ich Dir, morgen früh wieder da zu sein, darum laß mich fort.“

Er rang sich aus ihren Armen und verlangte abermals die Kleidung. Henriette, etwas mißmuthig geworden brachte sie. Heinrich setzte lachend den Hut auf und hing den Mantel um. „Jetzt ist halb elf Uhr, jetzt ist die Zeit, wo er kommen muß,“ sagte er. „Ich bin nur froh daß Deine Mutter nicht kommt. — Horch ein Wagen rollt daher. Lebe wohl, ich gehe Deiner Mutter aus dem Wege. Nein, er fährt vorüber, —

in der Ferne hält er. — Das ist der Elende gewiß. Nun gieb Acht, Henriette, wenn er an den hintersten Laden leise klopft, so sprich statt Deiner Schwester, daß Du gleich kämest; ich gehe dann hinaus.“ Noch einmal bat Henriette, er möchte doch das Vorhaben unterlassen, aber umsonst; und horch, nach einer Weile klopfte es wirklich leise an den hintersten Laden. „Ich bitte Dich, gehe, öffne, sprich, Henriette,“ bat er, als sie zauderte; da klopfte es abermals, Henriette öffnete leise. „Bist Du es, Hallney?“ flüsterte sie. — „Ja! Komm, süßes, liebes Engelskind, Alles ist bereit“ tönte es draußen. — „Dir den Spaß zu verderben,“ murmelte Heinrich.

„Gleich komme ich,“ sprach Henriette verstellt durch den kaum geöffneten Laden. — „Aber verhalt Dich ja still und ruhig“ tönte es wieder. — „Kein Wort will ich sprechen,“ antwortete sie und schloß den Laden leise wieder. — „Das geht trefflich,“ sagte Heinrich, tückte den Hut tiefer in das Gesicht, zog den Mantel fester an sich und Henriette rollte einen schwarzen Schleier vom Hute herab. Einen Kuß gab er dem etwas verstimmten Mädchen und verließ dann mit leichten Schritten das Haus mit einem Kästchen voller Kiesel, statt Schmuck, bepackt unterm Arme. Vor der Thüre erwartete ihn eine tief verhüllte Gestalt. „Nun schnell,“ sprach dieser kurz und schritt voran; Heinrich nach. Ein leichter Reisewagen stand auf der Straße, das Pferd

an einen Baum gebunden. Er glaubte noch ein Reitpferd in der Nähe zu sehen, konnte sich aber nicht davon überzeugen, denn sein Führer hob ihn eilig in den Wagen. Er setzte sich sogleich wieder und drückte sich in die weiche Ecke, nur fand er es unangenehm, daß der Wagen vorn nicht zu schließen war. Es dauerte noch eine Weile, bis Hallney einstieg, der hinter dem Wagen noch zu thun hatte. Heinrich glaubte ihn noch mit Jemand leise sprechen zu hören; aber als er zum Wagen hinaussehen wollte, um die Ursache der Zögerung zu sehen, stieg der Führer ein, ergriff still den Zaum des Pferdes und fuhr davon.

Heinrich hatte das Kästchen zwischen sich und ihn gestellt, welche Scheidewand er der Jungfrau nicht verargen konnte und glaubte eine weibliche Stimme recht gut nachahmen zu können, die gedämpft durch tiefes Verhüllen nicht leicht zu unterscheiden sei.

Im Freien war es tiefe grauenhafte Nacht, der Wind sauste durch die leeren Bäume und trieb schwere Wolken am Himmel hin, durch die nur selten ein blasser Mondstrahl auf die kahle Erde fiel, welches aussah wie große Geistergestalten, die schwebend vorübergingen. Alles war sonst still und öd und Heinrich wunderte sich immer mehr, daß Hallney sich weder zärtlich noch auf sonst eine Weise zu ihm wandte; er sprach kein Wort und nur dann und wann, wenn er das Pferd antrieb, stieß er einen einzelnen Laut aus.

So verflog eine Stunde; Heinrichs Verwunderung stieg immer höher über seinen schweigenden Reisegefährten, den er jetzt immer mehr in's Auge faßte, sein Gesicht zu sehen, er konnte aber nichts als die unvollendetste Contour erkennen.

Wieder verging eine Zeit und er nahm sich vor, in der Nähe des kleinen Städtchens F— dem Betrogenen die Binde von den Augen zu lösen und sich dann zu seinem Vater führen zu lassen. Lange war ihm der Augenblick nicht passend dazu, bis er einmal im Mondlicht den bekannten Thurm des Städtchens sah, das nun nicht mehr fern war. „Mein Herr,“ sagte er da, „ich bin nun weit genug, um Ihnen zeigen zu können, daß Sie der Betrogene und nicht der Betrüger sind.“

„Jesus Maria!“ sagte der Angeredete in ganz gemeinem Kutschertone, „wen hab denn i da bei mir?“

„Die Frage hab ich nicht zu beantworten, sind Sie nicht der Offizier Hallney?“ — „Nei, sind Sie denn nicht das Fräulein Speila?“ fragte dieser. „Himmel und Seewasser was ist denn das? Ho! ha! Lisel,“ er hielt das Pferd an, „da kann ich nicht weiter fahren.“

Beide sahen sich groß an, so viel es die Dunkelheit erlaubte.

„Höllenwetter, wer bist denn Du, feige Seele,“ rief Heinrich ergrimmt, der wie aus den Wolken gefallen

war; „rede und gestehe Alles, oder Du sollst es theuer büßen, mich betrogen zu haben.“

„Ich, lieber Herr, ich bin nur meines gnädigen Herrn Diener.“ — „Nun wer ist denn Dein gnädiger Herr?“ — „Der Herr von Hallney, zu dienen.“ — „Nun weiter, wie hängt das zusammen? Gestehe Alles haarklein; mit einer Lüge entkömmst Du mir nicht,“ sagte Heinrich, dem nun auf einmal klar ward, warum sein Gesellschafter so stille gewesen war. „Mein gnädger Herr,“ antwortete dieser, „befahl mir, die Dame, die in seinem Wagen sei, auf die nächste Station zu führen und mich so gut als möglich für ihn selber auszugeben, und wenn sie es früher entdecken sollte, daß sie bei dem Unrechten sich befinde, zu ihr zu sagen, daß er sie schon erwartet an dem Waldhause.“ — „Und wird er dort wirklich sein“ frug Heinrich, „er war ja noch an dem Hause der Räthin?“

„Ja! sein schnelles Pferd bringt ihn auf einem nähern Wege hin; weil er noch etwas zu thun hatte, blieb er zurück, und an dem Waldhause soll ich rechts die Straße einschlagen, wo er sein wird, um uns zum Nachtquartier zu führen, denn das Fräulein wollte er nur bis dorthin bringen und morgen wieder zurückschicken.“

„O, das war ein schändlicher Plan!“ knirschte Heinrich, „dort, wo sie von aller Hülfe entfernt gewesen wäre, hätte er ihre Liebe mißbraucht. Schändlich! — Du hältst Dich nun ruhig; gieb mir Zaum

und Peitsche.“ Er nahm sie dem Furchtsamen aus der Hand und trieb das Pferd an. „Nun fahren wir nicht nach dem Waldhause, sondern gradaus nach F—.“ Fort ging's, rascher und rascher flogen sie dem Städtchen zu, das sich von ihnen wieder zu entfernen schien.

Nach einer kurzen Zeit brach der Mond wieder durch das dunkle Gewölk und warf unsicheres Licht auf die trauernde Natur; der Wind pfiff heftiger, da mahnte Hallney's Bedienter Heinrichen, jetzt rechts zu fahren, da hier die Straße sei; dieser aber wollte nur in das nahe Städtchen und fuhr schnell daran vorbei, als plötzlich ein Haltruf ertönte von einem Reiter, der die Seitenstraße herkam. Heinrich vermuthete mit Recht den Erwarteten und hieb wacker auf das Pferd ein, daß es muthig fortsprang. Der Reiter sauste im Carriere nach, konnte ihn aber nicht erreichen, da sein Pferd durch übertriebenes Spornen sich einigemale bäumte und er dadurch Zeit verlor.

„Halt!“ rief der Reiter noch einigemale, „hierher, Johann!“ aber nur rascher flog der Wagen vor ihm hin. Heinrich hatte sich aufgestellt, um besser antreiben zu können, fühlte aber dabei, wie Hallney's Diener, der nichts weiter wagte, sich des Kästchens mit den Steinen bemächtigte. Dem Verfolger mochte es aber sonderbar vorkommen, ein weibliches Wesen im Mantel und Hut, von dem der Schleier weit flatterte, mit solcher Gewandtheit das Pferd jagen zu sehen. Er zog den De-

gen. „Halt, Canaille!“ schrie er schon dem Wagen nahe, „erkläre Dich oder Du bist des Todes.“ Jetzt zog Heinrich das Pistol, um ihn etwas zurückzuschrecken und in gehöriger Entfernung zu halten. Er wurde nur verfolgt bis in das Städtchen, dessen Thor sie sich näherten, da er dann dort auf vielerlei Weise den Entführer in Unannehmlichkeiten bringen konnte, als plötzlich noch ein Haltruf von der andern Seite erfolgte, und da diesem nicht gehorcht ward, ein Schuß fiel, worauf der Reiter stürzte.

„Was war das?“ rief Heinrich und hielt das schnaubende Pferd an, das augenblicklich stille hielt. Er warf Hut und Mantel ab und sprang aus dem Wagen, als er einen Grenzjäger auf den Gefallenen zureiten sah. Er eilte hin und half dem stöhnenden Reiter auf. „So bezahlt das Schicksal selbst die mißlungene That,“ sagte er zu dem Reiter, der einen Schuß in den Schenkel erhalten hatte, und die Worte augenblicklich verstand.

„Meine Herren,“ sprach indeß der Grenzjäger, „ich habe das Recht, über diese nächtliche Jagd nähere Auskunft zu verlangen.“

„Nichts als ein Mißverständniß, ein trauriger Irrthum,“ stöhnte Hallney. — „Diese Antwort befriedigt mich nicht,“ antwortete Jener; „ich werde Sie in das nahe Quartier begleiten, wo ich diesen Vorfall anzeigen muß; indeß ist es mir leid, daß Sie sich durch Un-

folgsamkeit einer großen Gefahr ausgesetzt haben; ich mußte Feuer geben. Wollen Sie gefälligst eilen? Ich muß wieder fort.“ Er half Hallney in den Wagen, Heinrich setzte sich auf dessen Pferd und so ging es in das Städtchen. Der Grenzjäger ritt hinterdrein.

Von dem Augenblicke aber, als Hallney verwundet worden, war aller Haß gegen ihn aus Heinrichs Seele verschwunden. Er nahm sich nunmehr mit aufrichtiger Theilnahme seines Feindes an und sorgte, daß aus dem Vorfall ihm keine weitern Unannehmlichkeiten erwuchsen, so wie auch, daß er durch thätige Hülfe seine nothwendige Reise bald wieder fortzusetzen im Stande war; obgleich er selbst nicht lange bei ihm verweilen konnte, und er, ehe der Vormittag des nächsten Tages verstrichen, schon mit seinem Vater über seine Verhältnisse gesprochen hatte und wieder in die Arme seiner ängstlich harrenden Geliebten zurückgekehrt war.

IV.

Es war der Nachmittag nach dieser abenteuerlichen Nacht. Die Räthin saß in ihrem Zimmer und überlegte Alles, was sie seit gestern hatte erfahren müssen, Trauriges und Freudiges; doch konnte man aus ihren ernsten Zügen abnehmen, daß das Traurige in ihr die Oberhand hatte, als ihr Bruder, der Deko-

nomierath, zu ihr in das Zimmer trat, und, nachdem er sie nach ihrem Wohlbefinden gefragt hatte, sich auch nach ihren Töchtern erkundigte.

„Ach Gott!“ seufzte sie, „mit den Mädchen bin ich gar nicht zufrieden. Ich weiß nicht, was sie für eine Passion auf die Männer haben; das haben sie nicht von mir, das mußte mein seliger Mann bezeugen. Johanna sitzt drinnen und weint und klagt, daß der Geliebte und wir sie betrogen haben; ich bitte Dich, Bruder, betrogen haben. Sie will nun von der ganzen Welt nichts mehr wissen, und wenn ich sie mit einer Arbeit zerstreuen will, so macht sie mir Alles verkehrt; Henriette dagegen ist heiter und vergnügt, weil bald ihre Verlobung ist, und macht mir auch Alles verkehrt vor lauter Freude. Ist das nicht fatal, Bruder?

„Es ist mir sehr leid um Johanna,“ antwortete der Rath, „doch hat sie einen gesunden Verstand und da heilen die Herzenswunden leicht; und was Henrietten betrifft, so ist es also richtig mit Heinrich von Almstein; nicht wahr, so heißt er? Entspricht er aber auch unsern Forderungen?“

„Ich bin zufrieden mit Allem, was er mir eröffnete,“ versetzte sie; „mag er nun glücklich mit ihr leben. Die Liebe hat das Band geknüpft, Vernunft es gewürdigt, warum soll ich es denn nicht billigen? Wenn auch Almstein nicht sehr mit Glücksgütern

prahlen kann, seine Liebenswürdigkeit, sein Verstand ersetzen, was andere Verhältnisse zu wünschen übrig lassen. Weißt Du schon, wie ein eigenes Geschick Hallney für seine Pläne gestraft hat?"

„Ich weiß es, und muß Almstein's wackeres Benehmen dabei loben." Ein Anklopfen unterbrach das Gespräch. Heinrich von Almstein trat herein, gleich darauf Henriette aus dem Nebenzimmer und führte den Geliebten, um den sie heute Nacht viel Sorge und Angst ausgestanden, zur Mutter.

„Mein Bruder, der zukünftige Gemahl meiner Henriette," sagte die Räthin, ihm den schönen jungen Mann vorstellend. Der Rath reichte ihm die Hand und sprach: „Wir kennen uns zwar schon lange, aber nun werden wir uns noch näher kennen lernen, darum sind Sie mir willkommen. Halten Sie das Band der Freundschaft, das Sie bald an uns knüpfen wird, in Ehren, wie ich es erwarten darf von einem rechtlich denkenden Manne, und Sie werden zu unserm gemeinsamen Glücke beitragen."

„Welches ich immer im Auge wie im Herzen haben werde," antwortete Heinrich, „um mich des Mädchens würdig zu zeigen, die mich mit ihrer Liebe beglückt, und weil ich aus diesem Antriebe handle, werden Sie mir meine Voreiligkeit verzeihen, wenn ich Sie auf etwas aufmerksam mache, was Ordnung und Billigkeit von uns fordert."

„Reden Sie frei und offen,“ sagte die Räthin, „wir werden Ihnen nichts zur Last legen.“

Und Heinrich fuhr fort: „Wir haben durch einen edlen Mann das Glück gehabt, einen leichtsinnigen Bösewicht zu entlarven. Sie, und besonders Johanna, haben ihm zu danken, daß ihre Ehre und dadurch die Ehre der ganzen Familie unangetastet und rein geblieben ist, die leicht durch das bethörte Mädchen hätte befleckt werden können. Die Schicklichkeit erheischt nun, daß wir uns ihm nähern, daß wir ihm dankbare Achtung zollen für Das, was er gethan hat. Zwar lehnte er bescheiden allen Dank ab, aber doch hat er nicht undeutlich merken lassen, daß er die Familie näher zu kennen wünscht, der er unbekannt einen so wichtigen Dienst leistete.“

„Es wird mich ungemein freuen,“ sprach die Räthin etwas neugierig, „den Mann persönlich kennen zu lernen. Nicht wahr, Bruder, wir sollen uns ja gern den Menschen nähern, die selbst gegen Unbekannte edel handeln?“

„Gewiß!“ versetzte der Rath. „Führen Sie ihn bei uns ein, wir werden ihn stets willkommen heißen.“

Johanna aber, als sie diesen Entschluß vernahm, rief im Bewußtsein ihrer Schuld: nein! den Fremden soll man nicht zu uns bringen, ich müßte vor Schaam in den Boden sinken. Ich lasse ihm danken für Das, was er uns that, aber sehen kann

ich ihn nicht. Warum mich denn einer Beschimpfung entreißen, um mich einer solchen Beschämung preis zu geben vor einem Manne, den ich nicht kenne? Nein! das ertrage ich nicht, das kann nur die Hartherzigkeit ausgedacht haben.“ Sie weinte und fuhr nach einer Pause fort: „Oder laßt mich fort von hier. Der Onkel erlaube mir, auf sein Gut zu seiner Emy zu reisen, dort will ich bleiben, abgeschlossen von der ganzen Welt. Dann mögt Ihr hier den Tapfern kennen lernen und ihm danken, daß er für mich ein Duell verlor.“

„O Mädchen!“ sagte der Onkel, „wie sprichst Du bitter und unbillig über einen Mann, der wirklich vielen Dank verdient. Du solltest Dich freuen, daß es noch solche Männer giebt!“

„Sie mögen Recht haben, Onkel! aber mein Schmerz ist gerechter. Vergeben Sie mir, wenn einem der Leidenskelch so voll geschenkt ist, wie mir, so verschüttet man leicht. O Gott! o Gott!“ jammerte sie, „mit den Freuden ist's vorbei, wenn man sich so betrogen fühlt, wie ich.“

„Wie hast Du Dich geändert, Kind!“ seufzte der Onkel, „gestern noch das heitere Mädchen, gestern noch die lächelnde Blume, und heute schon sinkt sie welkend, als sehne sie sich nach dem Tode, dahin. O! hättest Du früher über Deine Liebe und Dein Handeln nachgedacht. Du blickst doch sonst mit so lichtem Verstande in die Welt und in die Menschen,

warum mußte Deine Liebe Dich irre führen?" Traurig sah er das Mädchen an, welches das Gesicht mit den weißen Händen bedeckte. Henriette hing an Heinrich mit verschlungenen Armen in stiller Wehmuth, und die Räthin sah mißmuthig auf ihren Bruder, der wieder fortfuhr: „Sei ruhig, Johanna, denke, es war eine Prüfung Deines Herzens. Es war eine höhere Fügung, daß es geläutert und gereinigt werde von den übertriebenen Forderungen, die die Jugend an das Glück und die Liebe macht, wodurch sie sich zu viel auf Andere, zu wenig auf sich selbst verläßt. Auch Du trautest den Menschen zu viel, und daß ist ein größerer Fehler, als wenn man ihnen zu wenig traut."

„Onkel!" unterbrach ihn Johanna matt, „Onkel! ich bitte, thun Sie mir Alles, aber predigen Sie mir nicht; meine innere Stimme sagt mir schon zu viel. Lassen Sie mich allein mit meinem Schmerze, und wenn Sie mir etwas Gutes thun wollen, so lassen Sie mich fort, fort in die Einsamkeit. Dort an dem Grabmale meines seligen Vaters will ich Liebe, Schmerz und Reue ausweinen und vielleicht auch dort Ruhe finden."

„Wenn Du glaubst, daß Du dort Beruhigung findest, sollst Du eine Freistatt bei mir haben," sagte der Oekonomierath; „in der erwachenden Natur erwacht vielleicht auch Deine innere Heiterkeit wieder. Morgen kannst Du mit mir hinausfahren, wenn es Deine Mutter erlaubt."

Die Räthin gab ungern ihre Einwilligung dazu; so wie Henriette, die nicht wollte, daß sie bei ihrer Verlobung fehlen sollte. Aber Johanna wünschte sich sehnlichst fort aus dem Hause, wo besonders das Anschauen der glücklichen Liebe ihrer Schwester unangenehm auf sie wirkte.

Schmerz und Liebe, Schaam und Reue trieben sie fort in die Einsamkeit, die sie bald aufnahm. Unzufrieden mit sich, wie mit Andern, verlor sie alle ihre Heiterkeit, die sie sonst zur angenehmen Freundin und witzigen Gesellschafterin gemacht hatte.

V.

Von romantischen Felsparthien, die oft majestätisch gen Himmel strebten, von waldigen Höhen unterbrochen auf der einen, und von einem hügelichten Lande auf der andern Seite umgeben, lag das ziemlich große Gut des Oekonomieraths von der Berg. An der Straße stand ein ansehnliches Wohnhaus, von dessen erstem Stockwerke man auf eine in's Freie gehende Terrasse treten konnte, auf welcher man eine herrliche Aussicht genoß und beinahe das ganze Gut und die Landstraße übersah. Von dem Hause führte eine Pappelallee nach den Gebäuden des Dienstpersonals und den Ställen, die ein abgeschlossenes Ganzes bildeten; rechts davon dehnte sich ein gut angelegter Garten, in

dem es schon anfing auf dem Boden grün zu werden. An diesen schloß sich ein kleiner Wald, in dem die Familie ihren verstorbenen Mitgliedern ein schönes Monument gesetzt hatte, zum stillen Andenken für sich selbst. Immergrüne Cypressen standen in einem Halbkreise herum, über die sich melancholische Trauerweiden biegten.

An diesem Denkmale war nun Johanna's liebster Aufenthalt, seit sie mit dem Onkel hierher gereist war; hier weilte sie die Mittagsstunden gewöhnlich, wenn die Frühlingssonne ihre ersten warmen Strahlen niedersenkte, um neues Leben auf der schlummernden Erde zu erwecken. Die Veilchen dufteten schon, und die Zweige an Bäumen und Sträuchern öffneten die glänzenden Knospenaugen, als sie wenige Tage hier war. Ihre liebste Unterhaltung ward es da, einen Kranz von Veilchen und Cypressen dem theuern Vater zu Ehren an das Denkmal zu hängen, und nicht selten, wenn sie die zarten und starren Pflanzen zusammenwand, fiel eine warme Thräne auf den Kranz. Eine tiefe Wehmuth hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt, und obgleich sie bei vernünftigem Ueberlegen den Gang ihres Schicksals und das Entdecken ihrer unüberlegten Liebe nicht verwünschen durfte, konnte sie doch eine innere Unzufriedenheit mit dem Leben nicht unterdrücken; darum zog es sie so hin zu der heiligen Stätte, wo sie sich die Geister der Verstorbenen nahe

glaubte, zu dem Ruheplatz, von dem die zwölfjährige Tochter des Oheims immer mit Grauen entfloh. Darum sprach sie oft in Träumereien mit sich, als wäre sie dem Untergange nahe, oder in der Welt des Friedens.

Einmal überraschte sie sogar der Abend, als sie wieder einen Kranz von frischen Cypressenzweigen und Veilchen wand. Sie lehnte sinnend an dem Marmor und flocht die letzten Zweige zusammen, als die Sonne mit mattem Scheideblick durch die schwachbegrünten Zweige auf ihre schwarz bekleidete schlanke Gestalt schien. „Wer wird mir einen Kranz flechten?“ flüsterte sie, mit schwachgefärbten Lippen und bleichen Wangen. „Wer wird meiner noch mit Liebe gedenken, wenn ich unter der kalten Erddecke ruhe, die sich vielleicht bald über meinem Körper wölbt? Wer wird mit seufzendem Munde und feuchten Augen mein Grab betrachten und mich zurückwünschen? Ach Niemand — keine Seele! Die Schwester ist glücklich und gedenkt der Unglücklichen nicht, und die Mutter flieht die Gräber, als wolle sie der Ruhe ausweichen, nach der ich mich sehne.“ —

„Wäre sie nicht mehr ferne, wäre der Schmerz der betrogenen Liebe, die verlorne Hoffnung an das liebste Glück vorüber und ich ruhte friedlichstill an Deiner Seite, mein guter Vater!“ Sie hing den Kranz über das vergoldete Kreuz und sah dann in tiefen Gedanken und mit gefalteten Händen darauf hin; auf einmal schrak

sie zusammen; sie sah um sich, es war schon Nacht, und mit eiligen Schritten ging sie in das Haus.

Am nächsten Morgen ging sie früher als gewöhnlich wieder an ihren Lieblingsplatz. Im Garten war es ungemein schön; hier und da fesselte ein Blümchen, das über Nacht emporgeschossen, ihr Auge, die Lerche sang schon in der blauen Luft und ein sanfter Zephyr wiegte ihre dunkeln Locken. Leichter als jemals schritt sie durch die Alleen; aber als sie sich dem Denkmale näherte, sah sie mit Staunen, daß der Kranz, den sie gestern blos aus Veilchen und Cypressen geflochten, mit Rosen geschmückt war. Sie nahm ihn vom Kreuze und betrachtete ihn genauer; es waren richtig ganz frische, junge Rosen, in dieser Jahreszeit die größte Seltenheit. Sie wünschte zu erfahren, wer die Rosen in den Kranz gesteckt und fragte die Leute des Onkels, aber Niemand wußte etwas davon. Niemand war, das konnte man mit Bestimmtheit angeben, in jenen Theil des Gartens gekommen. Das fiel ihr auf, sie wußte sich so auf keine Weise zu erklären, wer die Rosen hierhergebracht, und unheimlich war es ihr, wenn sie sich dachte, daß eine fremde Hand sich bei Nacht an dem Trauermale beschäftigt habe. Das machte sie darüber nachdenken und sie war von dieser Zeit an nicht mehr so gern dort allein, sie fühlte sich nicht mehr so wehmüthigwohl an dem Denkmale, an dem ihr fast Märchenhaftes widerfahren war; ihr Herz

sehnte sich wieder nach Gesellschaft, wenigstens nach einer Freundin, der sie sich anvertrauen könne. Die melancholischen Schwärmereien der vergangenen Liebe wichen der besänftigenden Vernunft.

Es war ihr daher erwünscht, einen Besuch von einer ihr etwas bekannten Dame, die ihre junge Tochter bei sich hatte, zu bekommen. Sie erhielt Briefe von ihrer Mutter und ihrem Onkel, der sich wieder in der Residenz aufhielt, durch sie, die sie sogleich erbrach, aber nichts von Bedeutung darin fand. Sie dankte der Ueberbringerin und führte sie auf die Terrasse, wo dieser, da sie die personificirte Gesprächigkeit und Artigkeit war, der Mund nie stille stand. Sie war eine kluge Frau und wußte viel, kümmerte sich aber um noch viel mehr und bedauerte nur, daß man auf dem Lande nicht so viel Neues erfahre, als in der Stadt. Sie hatte die große Geschicklichkeit, um die sie mancher Romanschreiber beneiden dürfte, eine Sache so in die Länge und Breite zu dehnen, daß sie das Interessanteste langweilig machte, wenn sie davon sprach, und dennoch war sie heute der seither ungesprächigen Johanna nicht zuwider, dennoch that diese Alles, um sie gehörig zu bewirthen, damit sie bald ihren Besuch wiederhole.

Als sie nun auf der Terrasse im angenehmen Strahle der Sonne beisammen saßen und die Dame erzählte, daß sie auf ihr kleines Gut in der Nähe auf einige Zeit gehe, um ihrer angegriffenen Gesundheit wieder

aufzuhelfen, da ihr die Stadtluft und die Stadt-Aerzte sehr zugesetzt hätten, unterbrach sie das Schallen eines Hufschlages in dem Gespräch. Sie blickten auf die Straße hinab und gewahrten einen Reiter, dessen schöne Haltung, so wie der Ausdruck des edeln, wenn gleich nicht sehr schönen Gesichts, den Soldaten verrieth. Er grüßte die Damen einige Male und sprengte vorüber, von einem Bedienten begleitet und von den Augen der Gegrüßten verfolgt.

„Warum wohl de Calisse hier vorbei reitet?“ fragte das Mädchen der Dame unschuldig; „nach seinem Schlößchen über B... hätte er weit näher.“ — „Sonderbare Frage,“ versetzte die Mutter, „wie kann ich Dir über die unbedeutendsten Handlungen eines Mannes Aufschluß geben?“

„Sie kennen ihn, nicht wahr?“ fragte Johanna. Das Mädchen nickte. „Nun wer weiß, ob es sich nicht lohnte, Ihnen zu gefallen einen kleinen Umweg zu machen.“ Das Mädchen erröthete sanft, als wäre eine Saite ihres Gefühls angeschlagen worden und schwieg; aber ihre Mutter verbreitete sich mit ungemeinem Lob über das Leben jenes Mannes, und fast war es, als ob es absichtlich oder aus Vorliebe zu ihm geschehe. Johanna hörte ihr anfangs gleichgültig zu; aber gespannter ward sie, als die Dame begann: „Hören Sie, beste Freundin, nur einen einzigen Zug aus seinem Leben und Sie werden ihn achten lernen, Sie

werden sagen müssen, daß er so edel gehandelt hat, wie nur Wenige seines Gleichen; ich hab' es aus sicherer Hand, Sie können sich darauf verlassen, Fräulein, daß es wahr ist. In einer der fürchterlichsten Schlachten, die gegen den mächtigen Kaiser der Franzosen geliefert wurden, war er Adjutant des Generals, Prinzen H—; sein Bruder war Hauptmann, der sich einmal durch seine offene Sprache die Ungnade des Generals zugezogen hatte. Dieser ward beordert, mit seiner Compagnie eine Batterie zu nehmen und zwar von einer Seite, wo er handgreiflich verloren war. Der Adjutant bat dann noch den Prinzen, die Batterie umgehen und so nehmen zu lassen, es sei weniger gefährlich und sicherer; allein der Prinz bestand hartnäckig auf seinem Befehl und der Hauptmann fiel, wie man es vorausgesehen; er starb noch an demselben Tage in den Armen seines Bruders als ein Opfer der Subordination. Er bat sterbend um Rache für seinen mit Gewalt herbeigerufenen Tod. Den Adjutanten schmerzte das frühe Hinscheiden des Bruders sehr und er wünschte eine Gelegenheit, es vergelten zu können, welche sich auch bald zeigte. Er bemerkte nämlich, daß der General mit dem Feinde Unterhandlungen pflog, die das Sonnenlicht scheuten; einem verdächtigen Gesandten war er auf der Spur und fing ihn, als er die Grenze überschreiten wollte. Er las die umsonst versteckt gehaltenen Papiere durch und

fand, daß der General gegen eine ungeheure Summe Geldes eine Festung, der er sich schon leicht hätte bemächtigen können, unbemerkt liegen lassen sollte, bis der Feind eine ansehnliche Verstärkung hineingeworfen. Mit diesen Schriften in der Hand, hätte er den General stürzen, hätte er sich den Weg zu den bedeutendsten Ehrenstellen bahnen und der Rache für den todten Bruder in vollem Maaße Genüge leisten können; aber er handelte anders, Fräulein, ganz anders, er handelte groß und edel, er beschämte den Prinzen und gab ihm seine Papiere zurück, ohne Gebrauch davon machen zu wollen, ließ sich aber von ihm die Versicherung geben, nie wieder für das Vaterland so verwerflich zu handeln. Der Prinz gab sie ihm und verschaffte ihm eine Stelle unter einem andern General, da er es verlangte und nicht mehr unter ihm dienen wollte; und so kam es, daß er nicht so ausgezeichnet aus dem Feldzuge zurückkehrte als Mancher, der mit Stern und Orden prangt. — Gewiß, Fräulein, ich weiß noch vieles Schöne und Gute von ihm zu erzählen. Sein Leben ist ein Buch voll stiller aber guter Thaten, und Jedermann schätzt ihn, der ihn näher kennt. Auf meinem Gute wird er wieder öfters bei uns sein, denn er nimmt die meiste Zeit Urlaub; im Frieden ist es ihm nicht sehr reizend, Soldat zu sein."

„Da ist er anderer Meinung, als unsere jungen Officiere," sagte Johanna, als die Dame von Falders

eine Pause machte; sie hatte sich erschöpft in Lobeserhebung; aber sie bedurfte keiner langen Erholung, so hob sie den Faden des Gespräch wieder auf und wußte dem schon behandelten Gegenstand wieder eine neue Seite abzugewinnen und Johanna fand sonderbar genug Geschmack daran, so daß sie die Dame so lange bei ihr zu bleiben nöthigte, als sie es schicklich thun konnte, und als diese wirklich aufbrach, sie noch in den Garten führte und ihr alles Schöne darin zeigte.

Wieder allein, bemeisterte sich ihrer eine eigene Ungeduld. Ein seltsames Gefühl bewegte ihre Brust und heute zum ersten Male war sie nur wenige Zeit an dem Monumente gewesen, an welchem sie sonst halbe Tage zubrachte.

Am nächsten Morgen fand sie mit Verwunderung Rosen in ihrem Zimmer gestreut, die, da ein Fenster offen gewesen war, hereingeworfen worden sein mochten. Sie hob sie auf, stellte sie in Wasser und setzte sich dann darüber nachdenkend zu ihrer Stickerei. Sie konnte sich nicht erklären, wer der Spender dieser Blumen sei, und doch wünschte sie es zu wissen.

Gegen Mittag hörte sie wieder das Schallen eines Hufschlages. Neugierig und doch schüchtern blickte sie hinter dem Vorhange hervor. Jener besprochene Officier war es wieder, der sie mit den Augen zu suchen schien; er hatte sie bald entdeckt und grüßte sie; aber Johanna trat erröthend zurück.

So ging es mehrere Tage. Anfangs blickte sie nur hinter dem Vorhange heraus, dann stand sie am Fenster mit etwas beschäftigt, später saß sie in zarter Grazie am Fenster und endlich wartete sie mit Ungeduld auf der Terrasse, bis er vorüberkam.

Eines Tages kam er nicht; vergebens sah sie in die Gegend, wo er gewöhnlich herkam, und ihr Herz suchte Gründe der Entschuldigung für ihn; mit einiger Sorge dachte sie, ob ihm vielleicht etwas Unangenehmes begegnet sei, daß er nicht komme. Mißmüthig ging sie in den Garten und sah nach ihren Blumen, als sie Jemand kommen hörte; sie blickte um und etwas betroffen sah sie den Onkel nebst der Dame und ihrer Tochter, die schon einige Male bei ihr gewesen, und den Officier an der Seite des Onkels. Sie fühlte, daß sie erröthete, welches sie jedoch zu verbergen wußte, indem sie auf den Onkel zueilte und ihn freudig willkommen hieß.

„Nun wie ist Dir?“ fragte der Rath, „Du siehst ja ganz wohl aus. Die Wangen blühen wieder, das ist ein Zeichen, daß das Herz gesund ist.“

Johanna warf ihm einen trüben Blick zu und blinzte mit den Augen, als wollte sie sagen, daß es jetzt noch nicht Zeit sei, davon zu sprechen. Allein der Onkel ließ sich nicht irre machen, sondern erzählte der Gesellschaft eine erdichtete Geschichte von ihrer überstandenen Krankheit, die sie auch öfters erröthen machte.

Als aber der Onkel nachher auf seine Oekonomie zu sprechen kam, hörte sie nicht mehr auf ihn, denn das war ihr gar nicht interessant, sondern beobachtete den Officier, der ihr weit interessanter schien, um so mehr, da sie bemerkte, daß auch er mit mehr Aufmerksamkeit auf jede ihrer Bewegungen, auf jedes ihrer Worte achtete, als auf des Onkels lange Abhandlungen. Sie fühlte beglückt, wenn gleich mit einiger Wehmuth, daß seine Blicke mit unwiderstehlicher Kraft in ihr Herz drangen, und daß Alles, was er sprach, von männlicher Besonnenheit zeugte. —

Der Uebergang von der Jugend zur ersten Liebe ist immer ein freudiger, ist immer ein heiter beglückendes Gefühl, ein fröhlich ertönender Accord in den Saiten der Empfindung; aber der Uebergang von einer Liebe zur andern, wo ein Scheiden und Beginnen in einander bebt, ist ein süßer, wehmüthiger Klang, der sich nur zuletzt in sanfte Harmonie auflös't. Das empfand auch Johanna, die sich bald nicht mehr verhehlte, daß ihre vorige Liebe einer andern Raum gemacht habe. Aber sie bewachte sich, daß sie sich nicht zu schnell verrathe, ehe sie sich selbst fest überzeugt habe, daß sie wieder geliebt sei.

Die Liebe ist leicht von einer Gegenliebe überzeugt; sie überredet sich oft selbst dazu, wenn auch gar keine Merkmale da sind; um wie viel schneller dann, wenn sie das geringste Zeichen einer Wahrheit erhält, und

so glaubte auch Johanna mit ganzem Herzen, daß sie glühend geliebt sei, als der Officier ihr beim Abschiede die Hand küßte und drückte, wo sie sich nicht enthalten konnte, einen leisen Druck zu erwiedern. Kühn gemacht dadurch, fragte sie de Calisse darauf leise, ob sie ihm nicht morgen allein einige Augenblicke an der Quellenbrücke schenken wolle; er werde dort sein und habe mit ihr etwas Wichtiges zu sprechen. Sie besann sich einige Augenblicke und sagte dann leise: Ja.

Als aber der Geliebte sich entfernt hatte, reuete sie ihr Ausspruch wieder. „Sollte das vielleicht wieder eine Falle sein, die mir die Bosheit mit den süßen Lockungen der Liebe legt?“ dachte sie; denn sie hatte gesehen, daß der Bediente des Officiers, der dicht neben ihm beim Abschiede das Pferd gehalten hatte, mit hämischem Lächeln sie ansah, als sie das verschämte Ja über die Lippen hauchte. „Sollte man mich auf die Probe stellen, ob mein Leichtsinn mich wieder verführe, den Worten eines Mannes zu folgen, den ich nicht genau kenne?“ Das ward ihr immer gewisser. „Nein,“ sprach sie, „wenn er mich liebt, aufrichtig liebt, wie seine Augen verriethen, wie er mit manchem Worte, das er zu mir sprach, merken ließ, dann weiß er auch andere Mittel und Wege, mich zu finden und auch allein mit mir zu sprechen. Ich werde nicht hingehen.“

VI.

Die Quellenbrücke war eine in einem dunkeln Gehölze von einem hohen Felsen zum andern führende, hochgeschwungene Holzbrücke, unter der ein herrlicher Wasserfall in mehreren Abstufungen schäumte; von ihr aus kam man in ein niedliches Felsthal hinab, wo abermals eine kleinere Brücke nach dem Gute des Herrn von der Berg führte, das beinahe daran grenzte. Dorthin zu kommen hatte Johanna versprochen, die aber, trotz dem spätern Entschlusse, den Officier nicht an der Quellenbrücke allein zu sprechen, sich doch nicht enthalten konnte, in deren Nähe, von dem Töchterchen des Oekonomierathes begleitet, spazieren zu gehen. Als sie aber an die erste Brücke kam, fand sie, daß diese kleine Holzbrücke abgetragen war; sie erröthete bei dem Gedanken, daß dies gewiß absichtlich geschehen sei, um ihr eine größere Verlegenheit an der Quellenbrücke zu ersparen, die sie von da aus durch die obern Zweige blicken sah.

Ihre Vermuthung fand sie bestätigt, als sie auch Niemand an der Quellenbrücke um die bestimmte Zeit warten sah. Mißmuthig darüber kehrte sie um, ging in die Wohnung zurück und warf sich betrübt auf das Sopha. Sie hätte weinen mögen, wenn nicht die

Thränen von einem gewissen stolzen Gefühle, aller Liebe zu entsagen, unterdrückt worden wären; aber es blieb nicht herrschend in ihr, ein vergangener Schmerz ergriff sie wieder, und in stürmischer Bewegung blickte sie nun zum Fenster hinaus, hoffend, daß sie sich doch vielleicht getäuscht habe und sie ihn hier wiedersehen werde. Umsonst. Er kam auch hier nicht mehr vorüber, und traurig sah sie auf die Straße, mit Wehmuth der Grüße gedenkend, die er ihr hier so oft und so freundlich gespendet, wobei sich doch manchmal eine silberne Thräne über die kaum gerötheten Wangen stahl.

Acht Tage verflossen nun in peinlichen Zweifeln für sie. Er kam, wie sie gefürchtet hatte, nicht wieder. Vergebens schweiften ihre Blicke in die Ferne, vergebens eilte sie jedesmal an's Fenster, wenn ein Hufschlag erscholl. Er kam nicht mehr. — Und stiller und verschlossener als je war sie, als die Dame, die sie bisher mit gesprächiger Offenheit behandelt hatte, wieder zum Besuche kam. Sie zeichnete mit den weißen Fingern auf den Tisch, während Jene über ihre Traurigkeit sich immer mehr wunderte. Sie gab es der Neugierigen still zu, daß etwas von Bedeutung ihr die vorige Freundlichkeit genommen habe; aber damit war diese nicht zufrieden; auf ihrem Munde schwebten einige Fragen, die sie aber lange nicht gehörig bescheiden zu thun vermochte. Endlich aber konnte sie nicht wi-

verstehen, nachdem sie einigemale angesetzt hatte, die Frage zu wagen.

„Fräulein, ist es vielleicht eine Reue, die Sie so schmerzlich ergriffen hat?"

„Reue?" fragte Johanna. „Ich habe mir nichts vorzuwerfen."

„Daß Sie einen gutdenkenden Mann zu streng behandelt haben," fuhr Jene fort mit listiger Aufmerksamkeit.

„Ich begreife Sie nicht, Freundin," antwortete Johanna, „sprechen Sie deutlicher."

„Sie geben mir den Namen Freundin und sprechen so fremd mit mir und glauben, ich wüßte nicht, was vorgegangen ist. O ich weiß Alles, Alles. Ich habe ihm sein Geheimniß entlockt. Ich habe ihn ausgeforscht, ohne indiscret zu seyn, und er hat mir sein Inneres erschlossen."

„Bei Gott, Sie sprechen in Räthseln für mich," unterbrach sie Johanna.

„Nun so hören Sie, daß ich Alles ausführlich weiß, ganz ausführlich weiß," versetzte Jene. „Ich will es Ihnen genau erzählen. De Calisse hat einmal den Wunsch gegen Sie ausgesprochen, Sie allein an der Quellenbrücke zu sprechen. Nicht wahr?"

„Ja," antwortete Johanna gespannt, was sie noch hören sollte.

„Sie kamen aber nicht. Nicht wahr?"

„Ich konnte nicht, da die kleine Brücke abgetragen war.“

„Nun gut, Sie konnten nicht. Hierauf hat er einen Brief an Sie geschrieben, worin er bat, daß Sie ihm ihre Gesinnung gegen ihn offenbaren wollten, worin er gestand, daß glühende Liebe für Sie einen Wunsch in ihm aufgeregt hätte, dessen Erfüllung ihn nur allein beglücken könne; ob Sie ihn unglücklich zurückweisen würden, wenn er Ihnen Hand und Herz antrüge. Sie haben den Brief auf eine Weise beantwortet, die ihm das Herz zerriß.“

„Ich?“ fragte Johanna erstaunt; „ich habe keinen erhalten und keinen beantwortet.“

„Unmöglich, denn ich sah die Antwort selbst,“ antwortete ihre Freundin, „worin Sie ihm sagten, daß Sie Ihre erste Liebe nie vergessen würden und ihm danken für seine Ihnen bisher gewidmete Aufmerksamkeit. O er ist unglücklich geworden dadurch. Ich sah Thränen in eines Mannes Augen, der in keiner Schlacht, der vor dem Tode nicht bebte.“

Johanna horchte stumm auf die Erzählung, welche ihr immer räthselhafter wurde.

„Ich hätte es nie geglaubt,“ fuhr Jene fort, „daß solch eine Leidenschaft in einem Manne glühen könnte, der schon in so verschiedenen Verhältnissen gelebt hat, der abgehärtet wurde in dem rauhern Leben des Krieges, in dem die zarte Pflanze tiefer Empfindung so

oft für immer in den Männern vernichtet wird. — Ich hätte es nie geglaubt. — Er stürmte fort, in der Brust eine tödtliche Wunde. Heilung durch Zerstreuung sucht er nun. — Aber, Fräulein, warum weinen Sie? Sie waren es ja, die ihm den grenzenlosen Schmerz ganz kalt bereitete. Sie haben den leidenschaftlichen, aber edeln Mann von sich gewiesen, doch nicht, um nachher zu weinen?"

„O Gott!" seufzte Johanna, „auch hier tritt wieder ein böser Dämon zwischen mich und meine Liebe. Ich schwör' es Ihnen, ich habe kein Blatt von ihm erhalten. Ich habe selbst mit ängstlicher Sehnsucht auf seine Wiederkehr gewartet. — Er kam ja nicht mehr." —

„Nun da weiß ich keine Aufklärung des Räthsels," versetzte die Dame. „Ein Heuchler ist er doch nicht, daß ich glauben dürfte, er habe aus unredlichem Zweck eine Lüge erdichtet. Sonst ein Betrug ist auch nicht wohl zu denken, da sein eigener, treuester Diener den Briefboten gemacht hat."

„Lassen wir es," sagte Johanna matt. „Es ist mein Loos, betrogen zu werden." Starr vor sich hinblickend, blieb sie sitzen. Immer tiefer versank sie in melancholische Träumereien und achtete nicht der Freundin, die sie mit langen Troſtreden und Untersuchungen über das Vorgefallene besänftigen wollte. Umsonst, sie überhörte all ihr Gespräch und als diese sie längst verlassen, erinnerte sie sich nur noch, daß sie einen Ge-

genbesuch versprochen habe. Von den sonderbarsten Zweifeln gequält, wer hier eigentlich so boshaft sei, sein Spiel mit ihr zu treiben, floh sie die Ruhe immer mehr, die sie leider schon einige Zeit vermißt hatte.

VII.

Ihren innern Gram zu vergessen, ihren Geist von dem unnützen finstern Nachdenken zu zerstreuen, damit sie nicht so auffallend verstört sei bei dem frohen Feste, das auf des Onkels Gute zur Vermählung ihrer Schwester gefeiert werden sollte, ging Johanna am Vormittage dieses Festtages, es war einer der heitersten Frühlingstage, an dessen Nachmittage die Gäste kommen sollten, zu ihrer Freundin, der Dame von Fildares, aber statt Zerstreuung zu finden, statt sich zu vergessen in dem reich blühenden Garten der Freundin, fand sie nur mehr Stoff zum Nachdenken; denn diese sagte ihr, daß heute oder nie mehr das Räthsel über den Flüchtling gelöst werde, ohne ihr jedoch etwas Näheres darüber zu eröffnen; dazu war sie meist allein, da Jene sie oft, sich mit Geschäften entschuldigend, verließ. Und so kam es, daß Johanna still sinnend in einer Gartenlaube saß, die der Frühling mit zärtlicher Pracht geschmückt hatte, und unwillkührlich die Blumen, die sie ihrer Schwester bringen wollte, zer-

pflückte, als ein Geräusch sie aus ihren Gedanken weckte; sie hörte einen Wagen heranrollen und vermuthete, daß ihre Schwester schon gekommen sei, sie hier abzuholen. Sie trat aus der Laube in einen schattigen Baumgang, der nach dem Hause führte, sich davon zu überzeugen, als ein großer Mann ihr entgegen trat; sie blieb gefesselt stehen und vermogte nicht mehr vorwärts zu gehen, — es war der Geliebte.

Betroffen seufzte sie: „o Gott!" und wandte sich von ihm ab. Er aber betrachtete sie einige Augenblicke mit Verwunderung, dann ergriff er ihre Hand, küßte sie und sprach sanft:

„Sie vermeiden mich, Johanna, ich habe es nicht erwartet, aber vergeben Sie mir, wenn ich es doch wage, wieder unter Ihre Augen z'ı treten. Ein grober Betrug hat uns getrennt, aber ein gutes Geschick hat ihn vernichtet. Ich habe viel dadurch gelitten; aber ich habe es verdient, da ich mich betrügen ließ. Vergeben Sie mir's!"

„Ich habe Sie über nichts beschuldigt," antwortete sie. „Ich vermeide Sie nicht, nur der erste Augenblick überraschte mich."

„O, Sie sind seelengut!" fuhr jener fort, „und wenn ich nun auf mein Ehrenwort Ihnen Alles erkläre, daß man mich hinterging, daß ich demnach unschuldig bin, darf ich dann hoffen, den höchsten

Wunsch meiner Liebe jemals erfüllt zu sehen? darf ich hoffen, Sie, durch welches Opfer Sie auch verlangen, mein nennen zu dürfen?"

„Ein Ehrenwort ist noch keine Rechtfertigung," antwortete sie, von dem dringenden Werber zu schnell überrascht.

„Johanna, meine Leidenschaft bestürmt Sie!" fuhr er fort, „aber mein Herz verlangt zu heftig nach Entscheidung. Die Zeit eilt, ich muß es wissen, ob mich der nächste Augenblick in die ferne Welt treibt, oder ob er mich an mein Heiligthum fesselt für immer." Er beugte ein Knie vor ihr. „Mädchen, ich beschwöre Dich, alle Entscheidungen, die für mich Werth haben, sind in diesen Moment zusammengepreßt, von Deinen Lippen erwarte ich sie."

Das Gefühl der Eitelkeit, einen Mann vor sich gebeugt zu sehen, ward durch ihre Liebe überwältigt. Sie winkte ihm aufzustehen und sank in seine Arme. Dankbar drückte er einen Kuß auf ihre Lippen. „Gott sei gepriesen," rief er dann, „es ist gesiegt, es ist Tag geworden. Alle meine Wünsche sind erfüllt, und nun sei der Liebe traulich beglückendes Du die Frucht unsers ersten Kusses. Willst Du?"

„Du bist stürmisch," antwortete sie verschämt, damit er doch höre, daß sie seinen Wunsch gewähre.

„Soll ich nicht stürmisch sein," antwortete er feurig, „wenn mich das Glück aus einer Nacht in das

heiterste Sonnenlicht führt? Wenn sich der Schmerz in Wonne wandelt? Wenn die Liebe so reich belohnt wird? O zürne nicht, wenn ich jauchze, wie die unglückliche Seele, die den lange gesuchten Himmel plötzlich findet.“ —

Die Dame von Fildares unterbrach den Schwärmer, indem sie den Gang herauf kam und vergnügt die Seligkeit der Liebe in den Gesichtern der Vereinten las. „Fräulein!“ sagte sie, „Ihre Familie ist angekommen, Ihre Frau Mutter hat geschickt. Wir sind Alle zum Feste eingeladen worden. Es wird herrlich werden.“

„Und ich,“ sagte Johanna, „werde einen gewiß willkommenen Gast mitbringen.“ Sie zeigte auf den Geliebten.

„O mein Fräulein! er ist auch schon eingeladen,“ antwortete die Dame; „Ihre Mutter und Onkel kennen ihn vielleicht schon länger, als Sie. Aber eilen Sie, der Wagen wartet schon draußen, um Sie abzuholen.“

Sie eilte fort, die Glücklichen folgten ihr, und in kurzer Zeit waren Alle auf dem Gute des Oekonomieraths von der Berg versammelt.

Der Onkel führte das neue Paar fröhlich bei der Gesellschaft im Garten auf und sagte dann lachend zu Johanna: „Nun kannst Du ja wohl, ohne vor Schaam in den Boden zu sinken, den Mann ansehen, der für Dich ein Duell verlor. Du hast ihn gar selbst

im Arme; o ich wußte es, daß Du ihn noch lieben würdest."

„Wirklich? warst Du es?" fragte Johanna den Geliebten, „so vergieb mir ein hartes Wort, das ich aussprach, ehe ich Dich kannte."

„Ja, Mädchen!" antwortete er, „ich war es, ich liebte Dich, ehe Du mich kanntest; ehe Du mich bemerktest, war ich thätig um Dich;" (Johannen fielen dabei die Rosen ein) „und ehe ich mich von Deiner Liebe überzeugt hatte, warb ich schon um Dich bei Deiner Mutter. Du warst mir zugesagt, wenn Dein Wille dabei wäre; darum trieb mich tiefe Beschämung fort von hier, als ich mich in Deiner Liebe getäuscht zu haben glaubte; darum wäre ich nie wieder einem von Euch unter die Augen getreten, wenn nicht diese Dame (er zeigte auf die jetzt in überladenem Putze an der Tafel sitzende Frau von Fildares) mit einem Briefe, den sie mir schrieb, das Räthsel gelöst hätte."

„Und was war es denn?" fragte Johanna, „rechtfertige Dich nun. Sieh', wie Alle gespannt sind auf die Lösung. Erzähle schnell, meine Schwester sieht sonst nicht eher von Dir weg, als bis sie Alles weiß, und der Onkel auch; daß er wieder Betrachtungen machen kann, mit denen er leider gar nicht ökonomisch ist."

„Warte, Spötterin, bist Du schon wieder muthwillig!" rief der Onkel.

Aber de Calisse begann: „Weil Du es verlangst, will ich kurz sein, mein beleidigtes Gefühl mahnt mich ohnehin daran. Die Sache ist einfach diese: Hallney, der Unbedachtsame, schickte nach jener mißlungenen Entführung seinen Diener fort, mit dem Bedeuten: daß er ihn wieder in Dienste nehmen wolle, wenn er ihm die Ueberzeugung bringe, daß er mir einen recht empfindlichen Streich gespielt habe. Der Mensch kam zu mir und sagte mir das Alles ganz offenherzig und noch dazu, er bitte, daß ich ihn, wo möglich, in Dienste nehmen möge, er werde sich gut halten und den leichtsinnigen Hallney vergessen. Ich glaubte ihm und nahm ihn zu mir, da er noch dazu große Noth heuchelte. Er hielt sich gut, ganz ausgezeichnet gut, so daß ich ihm alles Zutrauen schenkte und ihn sogar als Briefboten an Johanna schickte. Hier führte er einen Schurkenstreich dennoch aus und überbrachte mir einen falschen Brief, worin stand, daß ich auf keine Liebe hoffen dürfe und sie mich ferner nicht mehr zu sehen wünsche. Ich raste, als ich das las, und stürmte fort; er triumphirte heimlich; schon hatte er im Sinne, mir den Dienst aufzukündigen und zu seinem vorigen Herrn zurückzukehren, dessen lockeres Leben ihm besser gefiel, als meine Ordnung, als ich den niederträchtigen Betrug entdeckte und ihn bestraft entließ."

„Ja, da sieht man, wie die Menschen verdorben

sind!" seufzte die Räthin, als sie die Geschichte mit der größten Verwunderung angehört hatte.

„Freuen wir uns aber," fuhr de Calisse fort, „daß noch eine gute Fügung des Himmels das Wirken der Bosheit so oft niederschlägt, daß so oft die Pläne mißlingen, die Anderer Wohl vernichten sollen. Freuen wir uns, Geliebte! daß wir uns so glücklich wiedergefunden haben, uns fester zu verbinden in ein Band, wo keine Bosheit mehr Macht haben soll, uns zu trennen und unser Glück zu stören."

„Ja! und daß wir Alle fortan ein ungetrübtes Leben führen mögen," rief der Oekonomierath, „daß besonders das Glück der jungen Paare rein und beständig sei, wie die Sonne am Firmament, darauf laßt uns die ersten Gläser dieses goldenen Weines trinken!" Er schob Jedem ein Glas köstlichen Elfer hin.

„Und daß wir in unserer Verbindung zeitlebens so glücklich sind, als der Onkel in den ersten acht Tagen," setzte Johanna lachend hinzu.

„Ja, wahrhaftig Mädchen! Du hast recht," antwortete er, von einer innern Ueberzeugung ergriffen. „Es sei!" Alle erhoben sich, die Gläser klangen in einander, der Wein netzte die Lippen und die Glücklichen küßten sich in seliger Umarmung.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoven, F. von

Frühblüthen Novellen und Erzählungen

Glogau 1835

P.o.germ. 651 zz
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111616-2